

# Zur Fortbildung der Preistheorie

Von

Karl Muhs, Halle (Saale)

Inhaltsverzeichnis: I. Kausal-genetische und funktionelle Preistheorie S. 55. — II. Der statische Gleichgewichtspreis S. 60. — III. Statische Preisanalyse; der optimale Gleichgewichtspreis S. 69. — IV. Die dynamische Analyse und die Friktionen der Preisbildung; der modifizierte Gleichgewichtspreis S. 78. — V. Schluß

## I.

Wie kaum in einem anderen Problemkreis der allgemeinen Volkswirtschaftslehre zeichnen sich in dem der Preistheorie seit den letzten Jahrzehnten Strömungen ab, die auf eine grundumlegende Revision des überlieferten Erkenntnisgefüges abzielen. Es handelt sich dabei nicht nur um die Ablösung der Preislehre aus ihrer Verwurzelung in der Wertlehre, sondern auch um die Ablehnung des kausal-genetischen Verfahrens und seine Ersetzung durch die funktionelle Perspektive der Preisvorgänge, mit der sich meist die Preisgabe des subjektivistischen Nutzschätzungsprinzips zugunsten einer objektivistisch-kostenmäßigen Bestimmung der Preiserscheinungen verbindet, und damit überhaupt um die Verwerfung, zumindest Zurückstellung der statischen Gleichgewichtslehre auf der Basis des Konkurrenzmodells, wie sie sowohl von der klassischen Nationalökonomie als auch von der Grenznutzenschule entwickelt wurde. Im Hinblick auf die besonders im letzten halben Jahrhundert eingetretene Wandlung der ökonomischen Struktur von der Konkurrenzwirtschaft der Ära des Liberalismus zu einem auf mannigfache Mischformen monopoloider Art gründenden Wirtschaftssystem geht es der jüngeren Preistheorie darum, jenseits der überkommenen statischen Gleichgewichts- zu einer dynamischen Analyse vorzustoßen, der aufgegeben ist, die auf den allenthalben vorherrschenden Märkten unvollkommener Konkurrenz oder unvollkommener Monopole obwaltenden Abweichungen vom statischen Gleichgewichtspreis zu ermitteln. Weithin zeigt sich zugleich die Neigung, die funktionellen Beziehungen, die in den Veränderungen der Marktelemente zutage treten, in das Gewand mathematischer Formeln zu kleiden.

Die Auffassung, daß die Wertlehre für die Preistheorie entbehrlich sei und letztere demgemäß einen autonomen Bereich der Volkswirtschaftslehre umschließe, wird bekanntlich von der Autorität bedeuten-

der Namen getragen, wie vornehmlich Dietzels, Cassels, v. Gottl-Ottlilienfelds und Liefmanns. Dietzel meint, daß kein Bedenken bestehe, die Wertlehre aus der ökonomischen Theorie auszumerzen, weil die Preislehre imstande sei, sie völlig zu ersetzen; die subjektiven Wertungen sind für die Bildung der Preise nicht ausschlaggebend, da sie sich der jeweils gegebenen objektiven Marktlage anpassen müssen<sup>1</sup>. Nach v. Gottl gründet sich die ganze Wertlehre auf eine Fiktion, auf die Fiktion nämlich, daß ihr ein Singularobjekt vorgesetzt sei, ein Objekt, das „als das eine, für jedermann nämliche und selbe seiner Erledigung harrt“. Über die Dispositionen der wirtschaftenden Menschen entscheiden nicht Wertschätzungen, sondern die Haushaltspläne, die sie ihren Entschlüssen zugrunde legen; die Nachfrage nach den Gütern ist nicht das Resultat von Bewertungsvorgängen, sondern diese ergeben sich als nachträglicher Reflex des Allzusammenhangs der Dispositionen nach dem Wirtschaftsplan im Sinne der rechenhaften Aufteilung des Verfügbaren über den Bedarf<sup>2</sup>. Cassel hält die Wertlehre für „zum mindesten vollständig unnötig“, weil die Intensität der Bedürfnisgefühle für das wirtschaftliche Handeln nur insoweit in Betracht kommt, als sie mit Schätzungen in Geld hervortritt. Jeder Versuch, eine Wertlehre ohne gemeinsamen Nenner für die Werturteile zu entwickeln, muß auf große Schwierigkeiten stoßen. Sobald ein solcher Generalnenner eingeführt wird, muß man auf die Geldeinheit zurückgreifen. Alsdann aber werden die Werte durch Preise, die Wertschätzungen durch Schätzungen in Geld ersetzt, und anstatt einer Wertlehre bietet sich eine Preislehre dar. Darum ist es geboten, die gesamte Wertlehre aus der ökonomischen Wissenschaft auszumustern und sie durch die Preislehre zu ersetzen, was zugleich eine Vereinfachung und Vermeidung ungezählter Streitfragen bedeuten würde<sup>3</sup>. Liefmann will den Wertbegriff aus der Volkswirtschaftslehre mit der Begründung ausgeschieden wissen, daß der Güterausaustausch sich auf dem Boden der Preisbildung nach dem Verhältnis von Kosten und Nutzen mit dem Ziel des Ausgleichs der Grenzerträge vollziehe; das Streben nach dem optimalen Gesamtertrag bestimmt das Höchstmaß der aufzuwendenden Kosten, die Verteilung der Produktionsmittel und Arbeitskräfte auf die verschiedenen Gebiete des Wirtschaftslebens und damit auch die Preise. Die Einschaltung des Werts ist überflüssig und nur geeignet, die Vielspältigkeit der ökonomischen Doktrinen zu verschärfen<sup>4</sup>.

---

<sup>1</sup> Dietzel, Vom Lehrwert der Wertlehre und vom Grundfehler der Marx'schen Verteilungslehre, Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 1921, S. 141.

<sup>2</sup> v. Gottl-Ottlilienfeld, Die wirtschaftliche Dimension, 1923.

<sup>3</sup> Cassel, Theoretische Sozialökonomie, 5. Aufl., 1932, S. 11.

<sup>4</sup> Liefmann, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, 1917/19, Bd. 1, S. 74 ff.

Den angeführten Nationalökonomien liegt nicht nur daran, die Preistheorie gegenüber der Wertlehre zu verselbständigen, sondern darüber hinaus letztere überhaupt aus der ökonomischen Theorie auszuschneiden. Daß die Wertphänomene ein wesentliches Element im Systemgerüst der theoretischen Nationalökonomie – mit nicht minderm Rang wie etwa in allen Zweigen der Kulturphilosophie – umfassen und darum aus ihr nicht zu eliminieren sind, sollte eigentlich keiner Erörterung bedürfen. Nur auf dem Grunde der Wertlehre ist Einsicht in die Triebkräfte des menschlichen Handelns zu gewinnen. Die Wertvorstellungen, die die Menschen gemäß ihren Bedürfnissen den Gütern zuwenden, geben der volkswirtschaftlichen Produktion Richtung, Maß und Ziel. Die Produzenten betreiben die Erzeugung nur solcher Güter, von denen sie annehmen, daß sie eine positive Bewertung erfahren; sie unterlassen die Erstellung derjenigen Güter, denen eine dem Kostenaufwand nicht entsprechende Bewertung zuteil wird. Vor dem Richterstuhl des Wertes entscheidet sich, in welcher Weise die produktiven Energien der Wirtschaft zum Einsatz kommen, und mit dem Wandel der Wertvorstellungen verändern sich Anlage und Verlauf der Produktions- und Tauschvorgänge. Darum ist die Wertlehre nicht überflüssig, sondern ein notwendiger Bestandteil der Volkswirtschaftslehre, und wenn auch der Hinweis als zutreffend gelten kann, daß sie sich als Schauplatz einer verwirrenden und konfliktreichen Zersplitterung der Doktrinen erwiesen hat, so liegt die Ursache nicht in der Werttheorie, sondern in dem Vorgehen der Werttheoretiker.

Die Wertlehre ist auch nicht durch die Preislehre zu ersetzen; sie bildet vielmehr deren wissenschaftliches Fundament. Zwar erscheinen Marktlage und Preise zunächst als objektive Gegebenheiten, von denen es abhängt, welches Angebot und welche Nachfrage zum Zuge gelangen, und nach denen die Anbieter und Nachfrager ihre Entschlüsse ausrichten. Doch andererseits unterliegt die Gestaltung der Marktlage und der Preise dem Einfluß der von den Anbietern und Nachfragern ausgehenden Wertungen, sind sie stets das Ergebnis irgendwelcher Wertschätzungen. Es ist daher Ad. Weber<sup>5</sup> zu widersprechen, wenn er der Ansicht Ausdruck gibt, daß auf den Märkten sich die subjektiven Schätzungen der objektiven Marktlage unterzuordnen haben, ihm jedoch<sup>6</sup> dahin zuzustimmen, daß die letzten Wurzeln aller Preisvorgänge wie alles Wirtschaftens in den subjektiven Wertvorstellungen zu erblicken sind. Vergegenwärtigt man sich, daß sich im Preis nichts anderes darstellt als die Quantifizierung oder Objektivierung des Tauschwertes in der Geldform und daß es keinen Preis gibt,

<sup>5</sup> Ad. Weber, *Allgemeine Volkswirtschaftslehre*, Bd. 1, 1928, S. 206.

<sup>6</sup> Ad. Weber, *Kurzgefaßte Volkswirtschaftslehre*, 4. Aufl., 1948, S. 86.

der nicht von einer Bewertung getragen wird, so erhellt, daß die Faktoren der Preisbildung nicht ohne Kenntnis der Faktoren der Wertbildung zu ermitteln sind. So erklärt sich auch, daß die Gegner der Wertlehre, wie Vleugels dargetan hat<sup>7</sup>, auch wenn sie Wort und Begriff des Werts vermeiden, in den Gang ihrer Deduktion den Sachverhalt der Wertschätzungen immer wieder einmünden lassen; das ganze Fazit des Streits sieht Vleugels darin, daß er die Dogmengeschichte der Wertlehre um einen Annex bereichert hat: unter deren Anhängern werden in Zukunft die „Scheingegner“ zu erwähnen sein<sup>8</sup>.

Um die Beziehung der Wert- zur Preistheorie zu präzisieren, stellt Vleugels der letzteren eine doppelte Erkenntnisaufgabe: sie hat den Mechanismus der Preisbildung in seiner Bewegung zu ermitteln, der bei ungestörtem Ablauf das Gleichgewicht des Marktes herbeiführt, und sodann die Erscheinungen der Preiszusammenhänge zu beschreiben. Die erste Aufgabe ist ohne Heranziehung des Wertbegriffs nicht lösbar, während die Aufweisung der Preiszusammenhänge der unmittelbaren Heranziehung des Wertbegriffs zu entbehren vermag. Vleugels Aufspaltung der preistheoretischen Aufgabe gewinnt an Anschaulichkeit, wenn man an die Gliederung der Preislehre in die Gruppen der kausal-genetischen und der funktionellen Preistheorien erinnert. Die kausal-genetische Analyse sucht die Entstehung des Preises zu erklären und aus bestimmten Ursachen abzuleiten. Dieses kausal-genetische Verfahren lag sowohl der klassischen Kosten- als der Nutzwertschätzungslehre der Grenznutzenschule zugrunde, wengleich die funktionelle Betrachtung bereits in Turgots, Adam Smiths und Ricardos Lehre von der Oszillation des Marktpreises um den natürlichen Kostenpreis anklingt und in John Stuart Mills Untersuchungen über den wechselseitigen Zusammenhang zwischen Angebot, Preis und Nachfrage zu deutlicher Formulierung gebracht wird. Die kausal-genetische Analyse des Preises beruht insofern auf der Wertlehre, als die Frage nach der Entstehung des Preises geraden Wegs auf die Frage nach den Faktoren der Wertbildung zurückgreift. Die Bestimmungsgründe des marktmäßigen Tauscherts eines Gutes sind die gleichen wie die seines Preises; eine Inkongruenz ist nicht denkbar. So erklärt sich, daß der objektivistischen Kostenwertlehre der Klassiker deren objektivistische Kostenpreislehre parallel läuft, wie andererseits das Prinzip der Nutz-

---

<sup>7</sup> Vleugels, Zur Verteidigung der Wertlehre, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 183, I, 1931, S. 268.

<sup>8</sup> Vgl. hierzu in bezug auf v. Gottl Muhs, Die „wertlose“ Nationalökonomie, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, III. Folge, Bd. 74, 1928.

Bemerkenswert ist, daß auch Keynes es für notwendig hält, „die Theorie der Preise als Ganzes in enge Fühlung zur Theorie des Werts zurückzubringen“. Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes, 1936, S. 2 u. 7.

schätzung sowohl die Wert- als auch die Preistheorie der Grenznutzenschule durchzieht. Der Preisaspekt ist unlöslich an den Wertaspekt gebunden.

Die funktionellen Theorien hingegen, deren Ausbildung sich hauptsächlich mit den Forschungen Cournots, Jevons', Walras', Paretos und Cassels verknüpft, gehen von einem gegebenen Preis und einer gegebenen Gleichgewichtslage des Marktes aus, um die wechselseitigen dynamischen Beziehungen zwischen den Marktdaten zu verfolgen, und zwar den Einfluß des angebotenen Güterquantums auf die Nachfrage, der Nachfrage auf das Angebot, des Angebots und der Nachfrage auf die Preise und rückwirkend des Preises auf Angebot und Nachfrage. Sämtliche Daten stehen in einem umfassenden Zusammenhang wechselseitiger Bedingtheit dergestalt, daß keines von ihnen sich als bloße Ursache oder bloße Wirkung äußert, sondern jedem das Vermögen innewohnt, sowohl als Ursache wie als Wirkung aufzutreten. Das Erkenntnisverfahren ist der mathematischen Methode der Funktionalität entnommen, dahin zielend, die Veränderungen der Daten eines bestehenden Gleichgewichtszustandes festzustellen, die aus der Veränderung eines oder mehrerer der Daten entspringen. Die einzelnen Größen des Marktsystems stehen nicht im einseitig verlaufenden Kausalitätsverhältnis, sondern in dem einer allseitigen und reversiblen Abhängigkeit.

Es ist offensichtlich, daß die funktionellen Preistheorien der unmittelbaren Bezugnahme auf die Wertlehre entbehren können. Denn es handelt sich für sie nicht um die Erklärung der Preisbildung und der Ursachen, aus denen Angebot und Nachfrage sich ableiten; die Marktdaten werden vielmehr als gegeben vorausgesetzt. Indem die moderne Preisforschung sich überwiegend im Raum der funktionellen Betrachtung bewegt, wird ihre ablehnende Haltung gegenüber der Werttheorie bis zu einem gewissen Grade verständlich. Dennoch ist zu bedenken, daß sich auch in den Datenvariationen Kausalitätsfaktoren verlebendigen, da keine Variation sich ohne eine sie verursachende Kraft vollzieht. Die funktionelle ist darum zugleich kausale Analyse, nur mit dem Unterschied, daß sie sich der Methode der retrospektiven Zusammenhangschau bedient. Es ist kein Zweifel, daß das funktionelle Verfahren Erhebliches zur Klärung der preistheoretischen Problematik beigetragen hat und einen wesentlichen Bereich der Preislehre umschließt. Jede Betrachtung, die nicht zu den funktionellen Beziehungen der Marktdaten vordringt und in den Preisen nur bewirkte, nicht aber auch wirkende Größen sieht, bleibt auf halbem Wege stehen und ist Stückwerk. Wenn indes ihre Verfechter vielfach meinen, daß durch den Ausbau der funktionellen Theorie die kausal-genetische Preisforschung überholt und überflüssig geworden sei, wie etwa Cassel sie

völlig außer acht läßt oder Mackenroth sowohl das Marginal- als auch das Nutzschatzungsprinzip aus der Preislehre ausgeschaltet wissen will<sup>9</sup>, so übersehen sie, daß die Frage nach der Genesis des Preises am Anfang aller Preistheorie stehen muß, da die funktionelle Betrachtung nicht die Preisbildung, sondern nur die Variationen bereits gebildeter Marktdaten zu deuten vermag. Kausal-genetische und funktionale Theorie stehen darum nicht in irgendwelchem Gegensatz zueinander, sondern im Verhältnis von Unter- und Überbau. Die eine ist genau so notwendig wie die andere. Wie sich in der Wertbildung die Grundlage der Preisbildung darbietet, so in der Preisgenesis die Grundlage der wechselbedingten Variationen des Marktgefüges.

## II.

Gegen die „dogmatische“ Theorie der Klassiker und Grenznutzenschule wird ferner der Einwand erhoben, daß sie in der Hauptsache statische Preisanalyse betrieb, die Bedingungen des sich selbst regulierenden Gleichgewichts der Märkte und des aus ihm entstehenden Gleichgewichtspreises darlegte und darüber die Beobachtung der Dynamik der Preise und ihrer Abweichungen vom Gleichgewicht vernachlässigte. Der Einwand ist gewiß zutreffend wie auch die aus ihm resultierende Forderung, daß die statische der Fortsetzung durch die dynamische Betrachtung bedarf. Denn der wirtschaftliche Ablauf unterliegt einem ewigen Wechsel der Marktdaten und ihrer Relationen, der seine Bewegung von einem Gleichgewichtszustand zum anderen erzwingt. Das Typische und Dauernde ist nicht das Gleichgewicht und der ihm entsprechende statische Preis, sondern die unausgesetzte Aufeinanderfolge von Gleichgewichten und die ihr entsprechende Dynamik der Preise. Es sind demnach zwei Tendenzen in der Marktgestaltung wahrzunehmen: die eine strebt zum Ausgleich der Märkte auf der Grundlage eines Gleichgewichtspreises, die andere treibt zur Variation der Marktdaten und Störung des jeweils bestehenden Gleichgewichts bis zu seiner Einmündung in ein neues Gleichgewicht mit einem ihm gemäßen veränderten statischen Preis. Klassiker und Grenznutzenschule hatten im wesentlichen nur die erstere Tendenz in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen und die dynamischen Kräfte der Gleichgewichtsstörungen lediglich als ephemere Abweichungen gewürdigt. Aus solcher einseitigen Perspektive entstand die klassische These vom automatischen Ausgleich der Märkte durch die freie Preisbildung als des tragenden Eckpfeilers der gesamten liberalen Ökonomik, die im späteren Gang der industriellen Entwicklung eben auf Grund der ihrer

---

<sup>9</sup> Mackenroth, *Theoretische Grundlagen der Preisbildungsforschung und Preispolitik*, 1933, S. 5 ff.

Geltung immanenten Schranken nur begrenzte Bestätigung gefunden hat. Wie die klassische konzentrierte sich auch die Grenznutzenschule auf den Gleichgewichtspreis, so daß sich die Notwendigkeit ergab, die statische zur dynamischen Preistheorie zu erweitern.

Da die Bewegung des ökonomischen Ablaufs stets von einem bestehenden Gleichgewicht ausgeht und demnach die Dynamik der Preise stets an gegebene statische Preise anknüpft, erscheint es zunächst geboten, sich darüber klar zu werden, was unter dem statischen Gleichgewichtspreis zu verstehen ist. Obgleich die Kategorien Statik und Dynamik zu den Grundinstrumenten der ökonomischen Theorie gehören, ist das ganze sich hier auftuende Problem, wie Schumpeter ausführte, noch viel zu ungeklärt, als daß man jemals von Statik sprechen dürfte, ohne sich genau zu vergegenwärtigen, was mit dem Worte gemeint ist<sup>10</sup>, wie auch über Wesen und Inhalt der Dynamik die weitestgehenden Differenzen herrschen, so daß der Ausdruck in Gefahr gerät, geradezu zur Phrase zu erstarren und die Menge der unexakten Redensarten, die in der Theorie anzutreffen sind, um eine zu vermehren<sup>11</sup>. Man darf hinzufügen, daß sich die von Schumpeter treffend gezeichnete Situation in den letzten Jahrzehnten nicht erheblich gebessert hat. Zur Veranschaulichung des statischen Preises wird von zahlreichen Nationalökonomern auf das Beispiel des ruhenden und bewegten Meeres verwiesen. Wie stürmisch das Meer auch sein mag, heißt es bei Clark, so gibt es doch einen idealen Meeresspiegel, der durch die Wellen gelegt werden kann, und der wirkliche Spiegel schwankt um ihn. Ebenso gibt es statische Preise, mit denen sich die wirklichen Preise, Löhne und Zinssätze auch im lebhaftesten Marktgetriebe in Überstimmung zu bringen suchen<sup>12</sup>. Danach liegt dem Begriff des statischen Preises die Vorstellung eines Durchschnittsstandards oder Gravitationszentrums zugrunde, um das die in Bewegung befindlichen Preise ständig kreisen, von dem sie sich wohl entfernen können, zu dem sie aber letztlich wieder hinstreben. So spricht Clark auch von statischen Kräften, die die Preise in das Bannfeld des statischen Preises zwingen, oder Marshall von dem Pendel, das um seinen tiefsten Punkt schwingt<sup>13</sup>. Die statischen Kräfte trachten danach, die Marktdaten in Übereinstimmung zu bringen und den Markt in die Gleichgewichtslage zu versetzen; es ist ihnen jedoch meist versagt, sich vollends zu verwirklichen, da die dynamischen Kräfte, aus den dem Wirtschaftsablauf

---

<sup>10</sup> Schumpeter, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*, 1912, S. 101.

<sup>11</sup> Schumpeter, *Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie*, 1908, S. 614.

<sup>12</sup> Clark, *The distribution of wealth*, 4. Aufl., 1920, S. 30.

<sup>13</sup> Marshall, *Principles of economics*, deutsch: *Handbuch der Volkswirtschaftslehre*, 1905, S. 357.

inhärenten Veränderungen entspringend, sich ihnen widersetzen. Die dynamischen Faktoren äußern sich als Störungsmomente; nur wenn die statischen Kräfte sich ungestört zu entfalten vermögen, wird das Gleichgewicht erreicht.

Dieser Kennzeichnung des statischen Preises drängt sich die Analogie mit dem natürlichen Preis der klassischen Nationalökonomie auf. Ausdrücklich betont Clark, daß der statische Preis sich mit dem deckt, was die Klassiker natürlichen Preis, Lohn und Zins nannten, die Gravitationslinie, um die die Marktpreise oszillieren<sup>14</sup>. Da sich das Gleichgewicht nur bilden kann, wenn Angebot und Nachfrage ohne markt-fremde Beeinträchtigung voll zum Zuge kommen, diese Bedingung aber nur bei uneingeschränkter Konkurrenz gegeben ist, fällt der statische Gleichgewichtspreis mit dem Preis der freien Konkurrenz zusammen. Demnach würde der statische Preis als der Gleichgewichtspreis der freien Konkurrenz zu bezeichnen sein.

In der Wirklichkeit des ökonomischen Lebens ist diese Bedingung aber niemals vorhanden. Dieselben dynamischen Kräfte, die die Preise zum Gleichgewicht drängen, ziehen sie von ihm wieder ab. Die theoretischen Voraussetzungen „entsprechen in keiner Weise unserer wirklichen Welt; hier ändert jede wirtschaftliche Kraft beständig ihre Wirksamkeit unter dem Einfluß anderer Kräfte, unter deren Einwirkung sie wiederum stehen“<sup>15</sup>. Die Bedingungen der idealen Statik, führt Irving Fisher aus, sind niemals existent. Kein Gut hat eine feste jährliche Konsumtions- oder Produktionsquote; technische Verfahrensweisen bleiben niemals unverändert; Krisen stören das Gleichgewicht<sup>16</sup>. Auch Clark und Ad. Weber fassen den statischen Preis als Fiktion auf. Clark verweist darauf, daß es keine statische Wirtschaft gibt, setzt also den statischen gleich dem Preis in der stationären Wirtschaft, hält es dennoch für wichtig, den Bestimmgründen der Statik nachzuspüren, weil deren Kräfte in der dynamischen Wirtschaft weiter wirken<sup>17</sup>. Ad. Weber betont gleichfalls, daß eine Statik in der realen Wirtschaft unmöglich ist, weil deren unablässige Datenänderungen dauernde Störungen auf dem Wege zur Statik hervorrufen, der statische Preis darum einer irrealen, abstrakten Konstruktion gleichkommt<sup>18</sup>. Ebenso setzt Eucken den statischen gleich dem stationären Zustand, bei dem sämtliche Daten längere Zeit unverändert bleiben,

---

<sup>14</sup> So auch Ad. Weber, a. a. O., S. 92.

<sup>15</sup> Marshall, a. a. O., S. 370.

<sup>16</sup> Fisher, *Mathematical investigation in the theory of value and prices*, 1892; zit. bei Streller, *Statik und Dynamik in der theoretischen Nationalökonomie*, 1926, S. 49.

<sup>17</sup> Clark, *The distribution of wealth*, S. 30.

<sup>18</sup> Ad. Weber, *Kurzgefaßte Volkswirtschaftslehre*, 4. Aufl., 1948, S. 91.



sowohl die Bedürfnisse als auch Umfang und Qualität der Arbeit, der Gütervorräte, der technischen Verfahren, der sozialen und rechtlichen Organisation. In solchem Zustand würden auch die Preise unverändert bleiben. Diese Statik ist niemals geschichtliche Wirklichkeit gewesen; ihre Idee ist aber unentbehrlich, um die wirtschaftliche Wirklichkeit in ihren Zusammenhängen zu erkennen<sup>19</sup>.

Nach den angeführten Nationalökonomern sind also die Wesensmerkmale des statischen Preises in folgendem zu erblicken: er ist als der natürliche Preis das Gravitationszentrum der Marktpreise sowie der Gleichgewichtspreis der stationären Wirtschaft auf der Grundlage der freien Konkurrenz, als solcher indes eine unwirkliche Kategorie, die jedoch der theoretischen Analyse als Ausgangspunkt zur Bestimmung der dynamischen Preise zu dienen hat.

Abgesehen von dem Hinweis, daß die Annahme einer stationären Wirtschaft einer in der Wirklichkeit des ökonomischen Ablaufs nicht anzutreffenden Konstruktion gleichzusetzen ist, weil jegliche Verkehrswirtschaft, selbst die geringst entwickelte, Veränderungen, sei es der Güterbeschaffung, sei es der Bedürfnisgestaltung, zumindest aber in den zeitlichen Begegnungen von Produktion und Bedarf unterliegt, möchten wir jener Kennzeichnung des statischen Preises in allen Punkten widersprechen. Was seine Deutung als Gleichgewichtspreis anlangt, so ist dem entgegenzuhalten, daß jeder Preis ein Gleichgewichtspreis ist. Denn nur dann kann sich ein Preis bilden, wenn Angebot und Nachfrage sich in irgendeinem Punkte decken, in dessen Ebene es alsdann zum Absatz des zu dem betreffenden Preise tauschbereiten Angebots und zur Befriedigung der auf dieser Preisebene tauschbereiten Nachfrage kommt. Es braucht nicht immer das insgesamt vorhandene Angebot und die gesamte Nachfrage zum Zuge zu gelangen, und meist wird ein mehr oder minder erheblicher Teil des Angebots infolge zu niedrigen Preises oder der Nachfrage infolge zu hohen Preises verzichtet, sei es auf Grund mangelnder Tauschfähigkeit oder mangelnder Tauschwilligkeit. Diese Anbieter und Nachfrager scheiden als Marktpartner aus; sie üben auf den Preis keinen oder allenfalls einen nur latenten Einfluß aus. Aus dem Gesamt

---

<sup>19</sup> Eucken, Die Grundlagen der Nationalökonomie, 4. Aufl., 1944, S. 180. Als bald führt Eucken jedoch fort, verschiedene Arten statischer Zustände auch in der dynamischen Wirtschaft festzustellen, worauf noch einzugehen sein wird.

Auch Schumpeter verbindet das Phänomen der Statik mit dem der stationären, nämlich ruhenden, passiven, entwicklungslosen Wirtschaft. Aber diese stationäre Wirtschaft ist für ihn nicht nur ein fiktionales und hypothetisches Denkmodell, sondern Wirklichkeit, in der der Kreislauf des wirtschaftlichen Lebens abläuft, dessen Daten sich verändern können und verändern; entscheidend ist jedoch, daß die Wirtschaftssubjekte sich den Datenänderungen anpassen, also die Relationen dieselben bleiben. Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, S. 87 f.

von Angebot und Nachfrage sind darum diejenigen Quoten herauszunehmen, aus deren Preisforderung und Preisgebot der Preis entsteht, und der Preis entsteht, wenn deren Preisforderung und Preisangebot übereinstimmen. Bezeichnet man sie als wirksames Angebot und wirksame Nachfrage, dann kommt es zu einem Preise auf der Basis des Gleichgewichts dieser wirksamen Bereiche von Angebot und Nachfrage. Treten Störungen des Gleichgewichts durch Datenvariationen des Marktes ein, dann heben sie zwar den bisherigen Gleichgewichtspreis auf; doch ein anderer Preis kann sich nur dann wieder bilden, wenn sich ein neues Gleichgewicht wirksamen Angebots und wirksamer Nachfrage herausstellt, Preisforderung und Preisgebot sich in einem anderen Punkte begegnen. Die Entstehung eines Preises ist darum ohne Entstehung eines Gleichgewichts weder theoretisch vorstellbar noch im ökonomischen Ablauf möglich, woraus die Folgerung zu ziehen ist, daß die Bedingung des Gleichgewichts nicht das spezifische Kriterium des statischen Preises ist; sie ist vielmehr die Bedingung jeglicher Preisbildung, auch bei Störungen der Marktlage und im Vollzug der Dynamik der Preise.

Eine weitere Folgerung ist die, daß der statische Preis keineswegs an die Voraussetzung einer stationären Wirtschaft gebunden ist. Auch in der dynamischen Wirtschaft bilden sich fortlaufend statische Preise. Der Unterschied zur stationären Wirtschaft liegt vielmehr darin, daß die Dynamik des Ablaufs das Gleichgewicht der Märkte ständig Schwankungen unterwirft; mit der Variation der ökonomischen Daten erfährt die Struktur des bisherigen Gleichgewichts eine Wandlung, um, wenn sich die neue Konstellation der Daten in ihren Komponenten aufeinander abgestimmt hat, in ein Gleichgewicht auf einer anderen Ebene überzugehen. Der Wirtschaftsprozess bietet sich demgemäß in einer fortgesetzten Folge von Gleichgewichten und deren statischen Preise dar, und in dieser Folge prägt sich das Grundgesetz der wirtschaftlichen Entwicklung aus.

Als Gleichgewichtspreis ist der statische Preis darum nicht nur eine Erscheinung der stationären, sondern ebenso der dynamischen Wirtschaft, und da sich Preise nur auf dem Boden eines Gleichgewichts bilden, ist jeder Preis ein statischer Preis, gibt es nicht dynamische Preise, sondern nur eine Dynamik statischer Preise. Als Epiphänomen der dynamischen Wirtschaft und Ausdruck der auch in der dynamischen Wirtschaft unausgesetzt auftretenden, wenn auch immer wieder wechselnden Gleichgewichte ist der statische Preis keine Fiktion, sondern unmittelbare Wirklichkeit, wie ja auch der Meeresspiegel,

wenn die Wellen des Meeres sich glätten, zur Wirklichkeit wird und wie auch die Klassiker ihren natürlichen Preis durchaus als reale Größe aufgefaßt wissen wollten. Es liegt ein immanenter Widerspruch in den Deduktionen der angeführten Nationalökonomien, wenn sie den statischen Preis einerseits als Gleichgewichtspreis kennzeichnen und ihm andererseits das Attribut der Realität absprechen.

Die Quelle des Irrtums ist offenbar darauf zurückzuführen, daß man mit dem Begriff der Statik das Merkmal eines dauernden Ruhezustandes der Ausgeglichenheit verbindet, gemäß dem Gebrauch des Wortes in der Technik. So spricht Ad. Weber vom statischen Dauerpreis, indes in dem Sinne, daß ihm die Tendenz innewohnt, sich auf lange Sicht, auf die Dauer durchzusetzen. Doch selbst wenn er sich nur auf lange Sicht durchsetzen würde, könnte er keine irreale, abstrakte Konstruktion und keine lediglich heuristischen Zwecken dienende Fiktion sein. Unvereinbar ist diese Deutung ferner mit der Identifizierung des statischen Preises mit dem Preis der freien Konkurrenz. Wenn zwar die Konkurrenz vielfachen Beeinträchtigungen unterliegt und oft völlig ausgeschaltet ist, so beherrscht sie dennoch weite Gebiete auch des gegenwärtigen Wirtschaftslebens als marktgestaltende Macht, so daß auch von diesem Gesichtspunkt aus der statische Preis als Konkurrenzpreis den Anspruch auf Geltung als reale Größe erheben darf. Entweder man sieht im statischen Preis eine ideale Durchschnittsgröße, um die die Marktpreise oszillieren, mit der sie sich aber niemals treffen, dann ist er eine Fiktion, aber kein Gleichgewichts- und kein Konkurrenzpreis, oder man sieht in ihm den wenn auch in ständiger Bewegung befindlichen Gleichgewichts- und Konkurrenzpreis; dann kann er aber nicht als Fiktion aufgefaßt werden.

Zu der Gleichstellung des statischen Gleichgewichts- mit dem Konkurrenzpreis ist schließlich zu sagen, daß nicht nur bei freiem Wettbewerb, sondern bei jeglicher Marktsituation ein Gleichgewicht eintreten muß, wenn es zu einem Umsatz von Gütern und zur Setzung eines Preises kommen soll. Sowohl bei absoluten Monopolen als auch bei partiellen Monopolen, Dyo- und Oligopolen ist stets ein Gleichgewicht zwischen dem wirksamen Angebot und der wirksamen Nachfrage zu verzeichnen. Es besteht kein Unterschied im Tatbestand des Gleichgewichts an sich, sondern nur in der Art des Gleichgewichts. Von dem monopoloiden hebt sich das Gleichgewicht der freien Konkurrenz dahin ab, daß letzteres infolge des Fehlens schrankensetzender Faktoren Angebot und Nachfrage im Rahmen der jeweils vorhandenen produktionsellen Möglichkeiten und nachfragenden Begehungen zu voller Entfaltung gelangen läßt, während das monopolbestimmte Gleichgewicht infolge der spezifischen Momente, auf denen die monopoloiden Position beruht, eine Ver-

engerung seiner Basis im Verhältnis zu jenem erfährt. Die Verengerung der Basis erstreckt sich entweder auf die Menge der angebotenen Güter, die einer Minderung unterworfen wird, oder auf die Höhe des Preises, die den Umfang der wirksamen Nachfrage unmittelbar verringert. Der Standort des Gleichgewichts ergibt sich als Resultat spezifischer Einwirkungen, eben der monopoloiden Kräfte und weicht von dem des konkurrenzbestimmten Gleichgewichts in dem Grade ab, in dem das Monopol das freie Spiel der Wettbewerbskräfte beschränkt. Jedoch eines Gleichgewichts, in dessen Linie sich Anbieter und Nachfrager begegnen und mit ihren Preisforderungen und Preisgeboten übereinstimmen, bedarf auch das absolute Monopol zu seiner Verwirklichung<sup>20</sup>.

Darum halten wir es für verfehlt, den statischen Gleichgewichtspreis schlechtweg mit dem Konkurrenzpreis ident zu setzen und die monopoloiden Preisformen auszuschließen<sup>21</sup>. Da indes ein wesentlicher Unterschied in der Struktur der beiderartigen Gleichgewichtsphänomene besteht, der für die preistheoretische Analyse stark ins Gewicht fällt, so ist es geboten, jedem von ihnen eine besondere Charakteristik zuteil werden zu lassen. Im Hinblick auf die volle Entfaltung von Angebot und Nachfrage schlagen wir für das konkurrenzbestimmte Gleichgewicht die Bezeichnung als *optimales Gleichgewicht*, für das durch monopolioide Einflüsse eingeeengte Gleichgewicht die Bezeichnung als *modifiziertes Gleichgewicht* vor. Statische Preise, gleichgültig ob in einem flüchtigen Augenblick oder in länger währendem Ruhezustand, bilden sich im einen wie im andern Fall. Nachdrücklich sei hervorgehoben, daß es nicht auf das Moment der Ruhe- oder Wechsellage ankommt, sondern nur auf die Ent-

---

<sup>20</sup> Auch Keynes (A. a. O., S. 56) gibt dem Begriff des Gleichgewichts den weitesten Rahmen, indem er als Gleichgewicht die Marktlage bezeichnet, bei der Geschäfte abgeschlossen werden und der Wille zu verkaufen dem zu kaufen gleich ist, was nicht nur bei freier Konkurrenz, sondern auch bei jeder Monopolstellung zutrifft.

<sup>21</sup> So führt auch Eucken aus, daß es zwei durchaus verschiedene Arten statischer Zustände gibt. Hinsichtlich der volkswirtschaftlichen Beschäftigungslage besteht ein statischer Zustand „allgemein vollkommenen Gleichgewichts“, wenn alle Produktionsmittel voll ausgenützt und sämtliche Arbeiter voll beschäftigt sind. Bleiben aber dauernd Arbeitslose, unbeschäftigte Anlagen und brachliegende Vorräte, dann herrscht der statische Zustand „mangelnden allgemeinen Gleichgewichts“. Es ist ein weit verbreiteter Fehler, bei statischem Zustand — mit der Lausanner Schule — allein an das allgemeine vollkommene Gleichgewicht zu denken, wie es sich bei vollständiger Konkurrenz einspielt. „Die Annahme, der statische Zustand sei stets ein allgemeiner vollkommener Gleichgewichtszustand, kann nicht begründet werden.“ Eucken, a. a. O., S. 181.

sprechung der Elemente im Ganzen einer jeweils gegebenen Situation<sup>22</sup>.

Freie Konkurrenz ist demgemäß die unerläßliche Voraussetzung für die Entstehung optimaler Gleichgewichtspreise; monopolioide Marktpositionen lösen, wie noch darzutun sein wird, stets Abweichungen des Preises vom optimalen Gleichgewichtspreis aus, und zwar nach oben, wenn die monopolioide Position auf der Seite des Angebots, nach unten, wenn sie auf seiten der Nachfrage liegt. Aber die Konkurrenz ist nur Voraussetzung, nicht Bedingung des optimalen Preises, da sich auch auf ihrer Grundlage Abweichungen bilden können, was namentlich dann eintritt, wenn der ökonomische Ablauf in heftigere (konjunkturelle) Bewegung gerät, die die beiden Seiten des Marktes in verschiedenem Grade erfaßt und die Ausgleichsfunktion der Konkurrenz einer Beeinträchtigung unterwirft, wodurch die wechselseitige Entsprechung der Marktdaten eine Variierung erfährt<sup>23</sup>.

In seinen Untersuchungen zur Preisbildung auf den Märkten unvollkommener Konkurrenz kommt v. Stackelberg<sup>24</sup> zu dem Schluß, daß die unvollkommene Konkurrenz eine Fülle verschiedenster Kampfsituationen, jedoch nur ausnahmsweise einen Gleichgewichtszustand aufweist. Die Kampfsituationen äußern sich darin, daß die beteiligten Produzenten einander behindern, den Cournotschen Punkt, der sich nach dem für sie günstigsten Produkt von Absatzmenge und Preis bemißt, zu erzielen. Ein Gleichgewicht hingegen liegt vor, wenn sie in

<sup>22</sup> Wenn Eucken (a. a. O., S. 312) als Merkmal des statischen Zustandes die Konstanz der Daten besonders betont, durch die er verwirklicht wird und die nach Eucken in voller Strenge durchgeführt sein muß, so trifft dies nur für den Fall einer Identifikation des statischen mit dem stationären Zustand zu, welche, wie ausgeführt, abzulehnen ist, weil statische Erscheinungen auch der dynamischen Wirtschaft eigen sind. Nicht durch eine Konstanz, sondern durch eine Entsprechung der Daten wird ein statischer Zustand verwirklicht; Konstanz der Daten kann vorhanden sein, ist aber nicht notwendig, darum kein wesenhaftes Kriterium der Statik.

<sup>23</sup> Robinsons Unterscheidung zwischen konkurrenzwirtschaftlichem und monopolistischem Gleichgewicht zielt in die gleiche Richtung wie die oben ausgeführte, zieht aber keine klare Grenze zwischen den beiden Gleichgewichtsstrukturen, weil Abweichungen vom optimalen Gleichgewicht auch bei Konkurrenz auftreten können. Robinson, *The economics of imperfect competition*, 1933, 2. u. 2. Buch.

Wenn Stackelberg gegen Robinson bemerkt, daß es bei Dyopolen und Oligopolen kein automatisches Gleichgewicht gibt, so ist dies richtig; verfehlt ist es jedoch, daraus den Schluß zu ziehen, daß monopolioide Marktformen überhaupt kein Gleichgewicht aufweisen, sondern gleichgewichtslose Situationen darstellen; der Unterschied liegt lediglich darin, daß die monopoloiden Gleichgewichte nicht „autoharmischen“ Ursprungs sind, sondern unter Einwirkung der monopoloiden Marktelemente zustande kommen, aus der die Modifikation des optimalen Gleichgewichtspreises hervorgeht. Stackelberg, *Marktform und Gleichgewicht*, 1934, S. 65 ff.

<sup>24</sup> v. Stackelberg, *Marktform und Gleichgewicht*, 1934; *Probleme der unvollkommenen Konkurrenz*, *Weltw. Archiv*, Bd. 28, 1938, S. 399 ff.

der Lage sind, diesen Cournotschen Punkt zu realisieren. Es ist offensichtlich, daß Stackelberg den Begriff des Gleichgewichts von einem anderen Aspekt aus beinhaltet, und zwar nicht von dem des Marktes, sondern von dem der den Markt beliefernden Produzenten. Stackelbergs Gleichgewicht erstreckt sich nicht auf das Verhältnis der Marktpartner im wirksamen Gesamt von Angebot und Nachfrage und die aus ihm bestimmte Marktlage, sondern auf jeden einzelnen der Produzenten, die sich nur dann im Gleichgewicht befinden, wenn sie ihre marktpolitischen Dispositionen im Sinne der Verwirklichung des Cournotschen Punktes zu wahren vermögen. Stackelbergs Gedankengang steht mit dem oben ausgeführten in keinem, weder widersprechenden noch bestätigenden Zusammenhang<sup>25</sup>.

Stackelbergs Gleichgewichtsbegriff liegt statt in der marktwirtschaftlichen in der individualwirtschaftlichen Perspektive, die gleichfalls ihre Bedeutung hat, und zwar insofern, als die individualwirtschaftlichen Gleichgewichte und das Streben der einzelnen nach ihnen die Grundlage für das Zustandekommen des marktwirtschaftlichen Gleichgewichts bilden. Das Merkmal des individualwirtschaftlichen Gleichgewichts auf der Seite der Nachfrager kann man nach Schumpeter und im Sinne der Grenznutzenschule darin erblicken, daß jedes Individuum bei seiner Nachfrage nach einem bestimmten Gut bei einer gewissen Menge Halt macht und alsdann zur Nachfrage nach dem nächst dringlichen Gut übergeht. Es bildet sich ein System von Grenzpunkten aus, innerhalb dessen die Zuwächse an jenen Grenzpunkten verschwinden und die Differenzialquotienten in bezug auf diese Gütermengen gleich Null sind<sup>26</sup>. Aus den individuellen Wert- und Gleichgewichtssystemen formen sich die markt- und volkswirtschaftlichen Gleichgewichtslagen.

Auch die besonders von Wicksell<sup>27</sup> entwickelte Konstruktion des natürlichen oder Gleichgewichtszinses, von der jüngeren Theorie auch als neutraler Zins benannt, der sich auf dem von den laufenden Ersparnissen ohne zusätzliche Bankkredite gespeisten Kapitalmarkt bildet, liegt in einer anderen Ebene. Wicksells Geldzins, der auf Grund der zusätzlichen Bankkredite unter den natürlichen Zins abfällt, ist ebenfalls ein Gleichgewichtszins, da sich in ihm die Übereinstimmung der vermehrten Nachfrage nach Kapital mit dem erhöhten Volumen des bankseitigen Kapitalangebots ausdrückt, ohne welche Übereinstimmung er nicht zustande kommen würde. Der Unterschied zum Güterpreis liegt indes darin, daß durch den Geldzins zwar ebenfalls eine Abweichung von der natürlichen, ausschließlich von der Spartätigkeit bestimmten Lage des Kapitalmarktes veranlaßt wird, jedoch nicht in der

<sup>25</sup> Stackelbergs Abhandlung „Der typische Fehlschluß in der Theorie der gleichgewichtslosen Marktformen“, Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft, Bd. 95, ist mir leider nicht zugänglich gewesen.

<sup>26</sup> Schumpeter, Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, S. 129 f.

<sup>27</sup> Wicksell, Geldzins und Güterpreise, 1898.

Richtung einer Einengung, wie bei dem modifizierten Gleichgewichtspreis, sondern einer Ausweitung, die bekanntlich in der kreditären Konjunkturtheorie eine zentrale Rolle spielt<sup>28</sup>.

### III.

Im Mittelpunkt der Preislehre der klassischen Nationalökonomie wie der Grenznutzenschule stand der Konkurrenzpreis, also nach obiger Formulierung der optimale Gleichgewichtspreis. Des Monopolpreises wurde mehr am Rande gedacht, als Ausnahme von der allgemeinen Regel. Diese Perspektive lag nahe und war gerechtfertigt, weil sie der Struktur der damaligen Wirtschaft entsprach, deren Gestalt bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts ihre Prägung weithin durch die Prinzipien des liberalen Konkurrenzsystems empfing. Hält man, ungeachtet der oben angeführten Einwendungen, an dem in der nationalökonomischen Terminologie eingebürgerten Begriff des statischen Preises als dem optimalen Gleichgewichtspreis fest, so würde es die Erkenntnis-aufgabe der statischen Preistheorie sein, die Bestimmungsgründe dieses optimalen Gleichgewichtspreises bei freier Konkurrenz festzustellen. Das Gleichgewicht der Märkte stellt sich aber in der Verkehrswirtschaft bekanntlich nicht als ein stabiles, sondern meist als ein labiles dar, demgemäß auch die statischen Preise häufigen Veränderungen, eben dem Gesetz der allgemeinen Bewegung unterliegen. Wenn Clark<sup>29</sup> als dynamische Faktoren das Anwachsen der Bevölkerung, die Zunahme des Kapitals, Änderungen in den Produktionsmethoden, in der Organisation der Betriebe und in den Bedürfnissen der Konsumenten nennt, so ist solche Aufzählung selbstverständlich nicht als erschöpfend zu betrachten, da sich im ökonomischen Ablauf ständig eine unübersehbare Fülle bewegender Kräfte verlebendigt, nicht nur technisch-wirtschaftlichen, sondern auch psychologischen, staats- und rechtspolitischen Ursprungs. Soweit sie die Preisbildung auf der Grundlage der freien Konkurrenz nicht beeinträchtigen und lediglich Verlagerungen des optimalen Gleichgewichts veranlassen, sind sie dem Erkenntnisbereich der statischen Theorie zuzuordnen. Soweit sie aber die Entstehung optimaler Gleichgewichtspreise im oben entwickelten Begriff stören und als Hemmungen oder Friktionen auftreten, die Abweichungen von den optimalen Gleichgewichtspreisen hervorrufen, sind sie der Erkenntnis-aufgabe der dynamischen Theorie zuzurechnen. Die statische Theorie hat es demnach mit den Bedingungen des optimalen Gleichgewichtspreises, die dynamische Theorie mit den Abweichungen vom Optimum des Gleichgewichts oder, damit gleichbedeutend, mit den Bedingungen des modifizierten

<sup>28</sup> Vgl. hierzu Muhs, Kapitalzins und Konjunkturforschung, Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft, Bd. 96, S. 650 ff.

<sup>29</sup> Clark, Essentials of economic theory, S. 131.

Gleichgewichtspreises zu tun. Wenn Keynes<sup>30</sup> zwischen der Theorie des stabilen und der des sich verschiebenden Gleichgewichts unterscheidet und unter dem letzteren die Theorie eines Systems versteht, in dem sich ändernde Anschauungen über die Zukunft die gegenwärtige Marktlage beeinflussen, so deckt sich diese Theorie des sich verschiebenden Gleichgewichts bis zu einem gewissen Grade mit der des modifizierten oder friktionellen Gleichgewichts; denn es sind, wie noch zu zeigen sein wird, in erheblichem Umfang die im Zeitmoment, in der Erwartung zukünftiger Preisvariationen verwurzelten Faktoren, die Abweichungen vom Optimum des Gleichgewichts auslösen. Stabilität kann indessen sowohl den optimalen als auch den modifizierten Gleichgewichtspreisen eigen sein, weil beide für längere Zeit auf demselben Stande verharren können. Doch ist der Begriff der Stabilität nur in sehr relativem Sinn zu nehmen; besonders der neuzeitlichen Wirtschaft eignet ein häufiger Wechsel der Marktlagen und ihrer Preise; es überwiegt darum in ihr die Labilität der Gleichgewichte.

Die ökonomische Theorie der letzten Jahrzehnte hat sich in erster Linie, besonders im angelsächsischen Raum, der Ausgestaltung der dynamischen Preisanalyse zugewandt. Während die Preislehre sich bis zu Ausgang des 19. Jahrhunderts hauptsächlich auf das Denkmodell der freien Konkurrenz gründete, wendet sich die moderne Theorie gegen solche Simplifizierung und Verengerung des Erkenntnisobjekts, indem sie auf die Tatsache hinweist, daß sich in der jüngeren Entwicklung der Wirtschaft der Ablauf der Marktvorgänge nicht im Vollzug der uneingeschränkten Konkurrenz als des ihn beherrschenden Typus abspielt, daß vielmehr die freie Konkurrenz eine erhebliche Minderung ihrer Geltung zu verzeichnen hat und mannigfache Formen monopoloider Art eine ebenso erhebliche Erweiterung ihres Spielraums zeigen. Demgemäß stellt sich die Marktstruktur als ein Gebilde dar, das nicht von absoluter Konkurrenz, auch nicht von absoluten Monopolen, sondern von zahlreichen Mischformen ausgefüllt wird, von Marktformen unvollkommener Konkurrenz und unvollkommener Monopolpositionen. Das Konkurrenzmodell, so heißt es bei Brinkmann<sup>31</sup>, ist als Grenzbegriff zu nehmen, von dem das Zustandekommen autoharmischer Wirkungen aus zunächst disharmonischen Gründen in der Wirtschaft als Möglichkeit zu erklären ist. Jedoch nicht als Notwendigkeit; die moderne Theorie hat vielmehr neben die Möglichkeit des Ausgleichs und der Anpassung die entgegengesetzte Möglichkeit der Kumulation von Störungen zu stellen. Wie die Konkurrenz den einen Grenzfall verkörpert, dem sich die Vorgänge des Marktes annähern

---

<sup>30</sup> Keynes, a. a. O., S. 248.

<sup>31</sup> Brinkmann, *Wirtschaftstheorie*, 1948, S. 48.



können, ohne ihn je ganz zu erreichen, so ist das Monopolmodell der andere Grenzfall. Zwischen beiden liegt der wirkliche Markt. Mit der Ausbreitung der monopoloiden, vielfach ebenfalls mehr oder minder marktmäßig determinierten Formen sind diese immer nachhaltiger in das Zentrum der preistheoretischen Aufgabe getreten.

Für die Preislehre zieht v. Stackelberg, den man als den Repräsentanten der deutschen modernen Preistheorie betrachten kann, aus solcher Wandlung der Situation die Folgerung, daß die Idee einer geschlossenen, allgemeinen Preistheorie, wie sie der klassischen und neueren Nationalökonomie vorgeschwebt hat, bei all ihrer Schönheit fallen gelassen werden muß. Was von ihr als notwendiges Element jeder Preistheorie übrigbleibt, ist die Bestimmung des Verhaltens der einzelnen Wirtschaftseinheiten unter gegebenen Voraussetzungen. Außerdem behält das klassische Schema des Preisbildungsprozesses bei freier Konkurrenz seine Bedeutung als erste große Annäherung an die tatsächliche Preisgestaltung überall dort, wo es nur auf die allgemeinen Tendenzen der Preisbewegung, nicht auf ihre Feinheiten ankommt. Die Preisbildung auf den Märkten unvollkommener Konkurrenz kann aus den allgemeinen Prämissen nicht zureichend erklärt werden, weil die logische Deduktion hier mit Kampfsituationen endet. Die eigentliche Preistheorie muß außer den allgemeinen Prinzipien noch ergänzende Preisbildungsfaktoren der Empirie entlehnen, um die Gestaltung der Preise in der wirklichen Wirtschaft genügend aufweisen zu können. Diese ergänzenden Faktoren haben im wesentlichen dämpfende Wirkung<sup>32</sup>. In dieselbe Richtung weist Mackenroths Ablehnung der gesamten Marginalanalyse und rational-individuellen Nutzenrechnung<sup>33</sup> wie auch Schneiders Auffassung, nach der die klassische Theorie und mit ihr alle Theorien, die von der Voraussetzung eines vollkommenen Marktes ausgehen, nur wenig zu leisten vermögen, weil diese Voraussetzung in der ökonomischen Wirklichkeit nicht erfüllt und darum eine Preistheorie des unvollkommenen Marktes zu entwickeln ist<sup>34</sup>.

Den gegen die „alte“ Preistheorie vorgebrachten Argumenten Brinkmanns und v. Stackelbergs ist gemeinsam, daß sie deren säkularen Anspruch, die Erkenntnis der tatsächlichen Preisbildung zu vermitteln, ablehnen; das ihr zugrunde liegende Konkurrenzmodell ist nur Möglichkeit, Annäherung oder allgemeine Tendenz und streift nur die eine Grenze des wirklichen Marktes. Der Eindruck liegt nahe, daß die Kritik

---

<sup>32</sup> v. Stackelberg, Probleme der unvollkommenen Konkurrenz, Weltw. Archiv, 1938, S. 412.

<sup>33</sup> Mackenroth, a. a. O.

<sup>34</sup> Schneider, Preisbildung und Preispolitik unter Berücksichtigung der geographischen Verteilung von Erzeugern und Verbrauchern, Schmollers Jahrbuch, 1934, S. 79.

wiederum auf eine Kennzeichnung des Konkurrenzschemas als einer Fiktion hinausläuft.

Auch wenn man bereit ist, die Mischformen der Märkte unvollkommener Konkurrenz und unvollkommener Monopolpositionen innerhalb der neuzeitlichen Wirtschaft nicht zu unterschätzen, so herrscht bei den angeführten Vertretern der modernn Preistheorie offenbar die Neigung, in den der klassischen und der Grenznutzentheorie entgegengesetzten Fehler zu verfallen, die Spannweite des Konkurrenzmodells zu vernachlässigen und die des Monopolmodells zu übersteigern. Nach Chamberlin ist wirkliche Konkurrenz bereits ausgeschlossen, wenn die Güter der einzelnen Produzenten nicht homogen, sondern von besonderer Eigenart sind und dadurch jeder Produzent ein Monopol für sein Erzeugnis besitzt; demnach bietet jeder Händler, Bauer und Gewerbetreibende seine Ware als Monopolist an<sup>35</sup>. Die Konkurrenz, die besteht, wenn eine größere Anzahl von Produzenten ihre derart besonderen Waren feilbietet, ist nach Robinson als Grenzfall des Monopols zu erachten<sup>36</sup>. Von solcher Perspektive aus allerdings verschlingt der Bereich der monopoloiden den der Konkurrenzgebilde mit Haut und Haaren und es verbleibt alsdann für die überlieferte Theorie keinerlei Raum. Die hier zutage tretende Überspannung der Monopolvorstellung und Ausweitung des Monopolbegriffs bewirkt nicht nur eine Verwischung der zwischen Konkurrenz und Monopol bestehenden Unterschiede, sondern auch eine Verzerrung des tatsächlichen Gefüges der heutigen Wirtschaft, das sich nach jenem Bilde fast nur noch aus monopoloiden Elementen zusammensetzt und aus dem die Kräfte der Konkurrenz weithin ausgemerzt sind<sup>37</sup>.

Doch wie man sich auch zur begrifflichen Abgrenzung und effizienten Einschätzung der Konkurrenz- und monopoloiden Elemente des neuzeitlichen Marktgefüges stellen mag, ausschlaggebend ist allein der Gesichtspunkt der methodologischen Überlegung. Die methodologische Überlegung aber macht erkenntlich, daß in jeglichen Mischformen der Märkte unvollkommener Konkurrenz und unvollkommener Monopole die gleichen Faktoren lebendig sind wie auf den Märkten der wenn auch nur vorgestellten vollkommen freien Konkurrenz, und zwar die Preisforderungen der Anbieter und die Preisgebote der Nachfrager. Gerade Cournot hat in seiner Theorie des nach ihm benannten Cournotschen Punktes nachgewiesen, daß die Dispositionen der Monopo-

<sup>35</sup> Chamberlin, *Theory of monopolistic competition*, 4. Aufl., 1939.

<sup>36</sup> Robinson, *The economic of imperfect competition*, 1933; zit. bei Eucken, a. a. O., S. 119.

<sup>37</sup> So warnt denn selbst Brinkmann: Freilich wäre es verkehrt, von der klassischen Konkurrenzlosigkeit zu einer etwaigen Monopolideologie überzugehen. A. a. O., S. 49.

listen keineswegs aus willkürlicher Regulierung des Marktes entspringen, daß selbst bei einem absoluten Monopol nicht Absatzmenge und Preis zugleich vom Monopolisten zu bestimmen sind, daß der Monopolist vielmehr, falls er die Festsetzung der Angebotsmenge vornimmt, auf die Festsetzung des Preises verzichten und sie der Reaktion der Nachfrage überlassen muß, die Preishöhe sich alsdann nach dem Gebot des Grenznachfragers bemißt, und andererseits bei Festsetzung des Preises durch den Monopolisten die Bemessung der Absatzmenge sich seinem Einfluß entzieht und von der Aufnahmebereitschaft der durch den Preis bestimmten Grenznachfrage abhängt. Um so intensiver äußert sich die Einwirkung der endogenen Marktfaktoren, je mehr sich die Marktlage vom absoluten Monopol entfernt und sich in der Gestalt der mannigfachen Mischformen der unvollkommenen Konkurrenz dem Modell der uneingeschränkten Konkurrenz annähert. Für die methodologische Betrachtung ergibt sich aus solcher mehr oder minder weitreichenden Homogenität der Preisbildungselemente, daß die Analyse des Konkurrenzpreises im selben Mutterboden wie die der monopoloiden Preise wurzelt. Wenn man sich ferner vergegenwärtigt, daß die monopoloiden Preise sich als Abweichungen oder Störungen der optimalen Gleichgewichtspreise bei freier Konkurrenz darstellen, so erhellt, daß die „alte“ Preistheorie, die diesen optimalen Gleichgewichtspreis zum Gegenstand hat, die unentbehrliche und unverrückbare Grundlage zugleich aller preistheoretischen Untersuchungen zu bilden hat, die sich mit den Friktionen des optimalen Gleichgewichtspreises auf den Märkten eingeschränkter Konkurrenz befassen. Die Erkenntnis der Preisgenese bei uneingeschränkter Konkurrenz setzt die Erkenntnis der Preisgenese bei eingeschränkter Konkurrenz voraus. Gerade weil, um mit v. Stackelberg zu sprechen, der Preistheorie auf der Basis des Konkurrenzmodells die allgemeine Tendenz der Preisbildung zu ermitteln aufgegeben ist, der gegenüber die Faktoren der friktionellen Preisphänomene im wesentlichen von dämpfender Wirkung sind, ist jene das Fundament aller Preistheorie. Innerhalb der Gesamtaufgabe der Preislehre ist das Verhältnis der Theorie des optimalen Gleichgewichtspreises oder der statischen Preisanalyse zur Theorie des modifizierten Gleichgewichtspreises oder der dynamischen Preisanalyse dahin zu charakterisieren, daß jene die erste Etappe und letztere die zweite Etappe im Gesamt der Preisproblematik umschließt; die beiden Bereiche stehen im Verhältnis des Unterbaues zum Überbau, genau entsprechend dem Verhältnis der kausal-genetischen zur funktionellen Theorie. Wie man vom Allgemeinen und Typischen zum Besonderen, dessen Erkenntnis sich nur von der des Allgemeinen ableiten läßt, schreitet, so gebührt der statischen das logische Prius vor der dynamischen Betrachtung. Die dynamische Theorie hat eine Art Er-

gänzungsfunktion zu versehen; sie ergänzt das Anliegen der statischen Theorie in der Weise, daß sie die aus der Bewegung des wirtschaftlichen Ablaufs entspringenden Abweichungen vom optimalen Gleichgewichtspreis zu erklären sucht<sup>38</sup>.

Es soll hier lediglich der Standort der statischen Gleichgewichtstheorie verzeichnet, nicht aber in ihren Problemkreis näher eingetreten werden. Zu einem schlüssigen, allgemein anerkannten Resultat sind ihre fast zweihundertjährigen Bemühungen nicht gelangt. Unpersönlich stehen sich die großen Systeme des Kostenprinzips und des Nutzenprinzips gegenüber. Weder der Versuch der Grenznutzenschule, das Moment der Kosten als Kausalfaktor der Preisbildung durch seine Umdeutung in den subjektivistischen Begriff des entgangenen Nutzens oder des Arbeitsleids ihrer Grundkonzeption einzugliedern, noch das Unternehmen der klassischen Ökonomik und ihrer Fortsetzer, das Preisproblem ausschließlich vom Aspekt der Produktionskosten her zu bewältigen, kann als gelungen gelten. Immer deutlicher hat sich die Überzeugung dem wissenschaftlichen Bewußtsein eingeprägt, daß weder das Kostengesetz noch das Nutzengesetz Anspruch auf schlechthinige Geltung erheben kann. Der Irrtum beider liegt in der Unbedingtheit und Exklusivität ihres Geltungsverlangens. Es ist der Fehler der Kostentheorie, daß sie die Preisbildung lediglich in das Blickfeld der Produzenten und ihrer Aufwendungen stellt und die von den Nachfragern ausstrahlenden Wirkungen außer acht läßt oder als vom Angebot abhängig determiniert; sie übersieht, daß kein Gut einen Preis erhält, das nicht von irgendwelchen Nachfragern begehrt und dem nicht gemäß ihren Nutzschatzungen ein Preis zugebilligt wird. Das Preisgebot oder zumindest die Preisbilligung seitens der Nachfrager ist ein konstitutives Element der Preisgenese; da sie aus den Nutzschatzungen hervorgeht, kann der Preis nicht allein aus den Kosten erklärt werden, wie auch die Erfahrung bestätigt, daß die Preise nicht selten von den Kosten abweichen, auch von denen der Grenzanbieter, besonders in den Zeiten der aufsteigenden und absinkenden Konjunktoren. Die Nutzschatzungen der Nachfrager sind nicht immer ein passives, oft ein höchst aktives Moment der Preisbildung.

Es ist andererseits der Fehler der Grenznutzenschule, daß sie verkennt, daß für die Produzenten die Güter nicht Träger subjektiver Gebrauchswerte, sondern Träger von Kostenaufwendungen sind, für

<sup>38</sup> Ähnlich liegt das Verhältnis der Konjunkturlehre als einem der zentralen Gebiete der dynamischen Theorie zur allgemeinen Gleichgewichtstheorie; vgl. hierzu Röpke: Darüber, daß die statische Gleichgewichtstheorie nach wie vor Grundlage und Ausgangspunkt auch für die Erforschung der dynamischen Erscheinungen des Wirtschaftslebens sein muß, kann keinerlei Zweifel bestehen. Röpke, *Krise und Konjunktur*, 1932, S. 51.

sie darum Nutzschätzungen als Bestimmgrund des Preises ausscheiden. Die von ihnen angesetzten Preisforderungen richten sich nach den aufgewandten Kosten, in deren Ersatz zusätzlich eines Gewinns für sie der einzige Zweck der Produktion liegt. Die angebotenen Güter werden nicht als Nutzenvermittler geschätzt, auch nicht nach einem entgangenen Nutzen bewertet; ihre Preise werden vielmehr nach den unmittelbar angefallenen Kosten in Geldeinheiten, also in objektiven Größen berechnet. Die Erklärung des Preises verschließt sich, soweit dessen Ursprung auf der Seite des Angebots liegt, der Erfassung durch das Argument der Nutzenschätzung.

Die sich aus den immanenten Grenzen des Kosten- wie des Nutzenprinzips aufdrängende Konsequenz ist die, daß der Preis weder allein aus den Kosten noch allein aus den Nutzschätzungen, sondern nur aus ihrem Ineinandergreifen abzuleiten ist, daß darum die Preistheorie nach einer Kombination beider Prinzipien streben muß, um zu einem schlüssigen Resultat zu gelangen. Die verschiedentlich vom Aspekt des Wertes aus unternommenen Kombinationsversuche sind jedoch über das Verfahren eines eklektischen Nebeneinander nicht recht hinausgekommen. So wenn Dietzel meint, daß die Wertgröße sich nach der Doppelformel: hier Kosten – dort Nutzen bestimmt, Produzenten und Nachfrager auf sie einwirken, die einen nach den aufgewandten Kosten, die anderen nach dem erwarteten Nutzen<sup>39</sup>, oder wenn Marshall die Antithese von Kosten und Nutzen am Beispiel der Schere aufzulösen sucht, von der man nicht sagen kann, daß es die untere oder die obere Hälfte ist, die das Papier durchschneidet, da das Durchschneiden durch beide Hälften erfolgt. Ob jeweils die Nutzschätzungen oder die Kosten den maßgeblichen Einfluß ausüben, hängt von der Lage des Marktes ab. Wenn die Nachfrage das Angebot übertrifft, wird sich der Preis über die Kosten erheben und von den Schätzungen bestimmt werden, alsdann jedoch die Produktion eine Vermehrung erfahren, bis sich der Preis den Grenzkosten wieder angepaßt hat. Umgekehrt wird der Preis bei Überangebot infolge der notwendigen Heranziehung niedrigerer Grenzsätzungen unter die Kosten fallen, bis die einsetzende Minderung der Erzeugung ihn wieder auf den Stand der Grenzkosten zurückführt. Marshall kommt zu dem Schluß, daß das Zeitmoment den Ausschlag gibt und als allgemeine Regel gelten kann, daß je kürzer sich die Periode stellt, welche der Betrachtung zugrunde gelegt wird, um so stärker der Einfluß der Nachfrager, und je länger die Periode, desto erheblicher der Einfluß der Kosten anzusetzen ist<sup>40</sup>.

Marshall hat richtig erkannt, daß es, um zu einer Aufhebung der Antithese von Kosten und Nutzen zu gelangen, notwendig ist, die

<sup>39</sup> Dietzel, Theoretische Sozialökonomik, 1895, S. 296.

<sup>40</sup> Marshall, Principles of economics, Vol. I, S. 427 f.

Marktlage ins Auge zu fassen. Doch wie seine Analogie mit der Schere verweist der von ihm angeführte Faktor der Zeit nur auf die äußere Gestalt des Sachverhalts, ohne seine inneren Zusammenhänge zu ergründen, ganz abgesehen davon, daß auch im Ablauf längerer Zeiträume die Preisbildung von der Nachfrage beherrscht werden kann, so in den Konjunkturphasen des Aufstiegs und der Depression, und andererseits sich die Kosten auch kurzfristig als maßgeblicher Faktor äußern können. Daß das Zeitmoment bei der Entstehung des optimalen Gleichgewichtspreises in anderer als der von Marshall dargelegten Weise eine wesentliche Rolle spielt und daß es vielfach Zeitdivergenzen sind, auf die die Abweichungen vom Optimum des Gleichgewichts zurückzuführen sind und von denen darum die dynamische Preisanalyse auszugehen hat, wird noch darzulegen sein.

Die Lösung der Antithese von Kosten und Nutzen kann nur im Begriff der Wechselwirkungen von Grenzkosten und Grenzschatzungen liegen<sup>41</sup>. Der Preis kommt solange nicht zustande, als Grenzkosten und Grenzschatzungen sich nicht in irgendeiner Ebene treffen. Es obwaltet die Tendenz zu seiner Steigerung, solange das Grenzgebot der Nachfrage die Grenzforderung der Anbieter übertrifft; es zeigt sich die Tendenz zu seinem Sinken, solange das Grenzgebot hinter der Grenzforderung zurückbleibt. Der Preis ist insofern eine Funktion von Grenzschatzungen und Grenzkosten. Diesen funktionalen Zusammenhang hatte bereits Böhm-Bawerk in seinem Beispiel vom Pferdemarkt mit höchster Anschaulichkeit zur Darstellung gebracht. Läßt man die subjektivistische Umdeutung des Kostenelements fallen und faßt man die Grenzforderung nicht als Ausdruck einer Nutzwertschatzung, sondern als das auf, was sie wirklich ist; nämlich als Ergebnis einer mit objektiven Geldeinheiten operierenden Kostenrechnung, dann läßt sich in Anknüpfung an Böhm der optimale Gleichgewichtspreis dahin bestimmen, daß er sich nach dem Schnittpunkt von Grenzforderung und Grenzgebot oder von Grenzkosten und Grenzschatzungen bemißt. Mit dieser Formulierung wird dem wohl allgemein anerkannten Tatbestand Genüge getan, daß der optimale Gleichgewichtspreis, also der Preis bei uneingeschränkter Konkurrenz sowohl das Moment der Grenzkosten als auch das des Grenznutzens in sich aufnimmt und in sich enthält, daß sowohl die Kosten als auch die dem Gute zugewandte Nutzschatzung ihn als konstituierende Faktoren bewirken.

Daß sich der optimale Gleichgewichtspreis auf den Schnittpunkt von Grenzkosten und Grenzschatzungen einstellt, liegt im Vollzug der Ausgleichsfunktion der Konkurrenz begründet. Der Grad der Einwirkung kann selbstverständlich ein sehr verschiedener sein, das

<sup>41</sup> Vgl. hierzu auch Engländer, *Schr. d. V. f. Soz. pol.*, Bd. 183, II, 1933, S. 24 ff., sowie Peter, *Grundprobleme der theoretischen Nationalökonomie*, 1933, S. 81 ff.

Schwergewicht je nach den Bedingungen des ökonomischen Ablaufs entweder auf der Seite der Kosten oder auf der der Nachfrageschätzungen liegen. Entgegen der Ansicht der klassischen und überwiegend auch der modernen mathematisch orientierten Preistheorie, nach der sich die Grenzkosten meist als entscheidender Faktor durchsetzen, ist zu sagen, daß sich eine allgemeine Regel nicht aufstellen läßt. Die in den breiten Schichten der letzten Konsumenten zu beobachtende Macht der Gewohnheit und das daraus entspringende, von Zwiedineck sobenannte Trägheitsgesetz der Nachfrage begünstigt oft die Überlegenheit des Kostenfaktors; doch nicht selten treten die Schätzungen als überlegene Instanz auf. Jeweils ist die geringere oder stärkere Dynamik der Kräfte für das Ausmaß und die Effizienz der Datenänderungen entscheidend. Äußert sich die stärkere Kräftedynamik auf seiten der Produzenten, verhält sich die Nachfrage mehr passiv und paßt sie sich den Datenänderungen des Angebots mehr oder weniger an, dann legt sich das Schwergewicht der Preisbestimmung auf den Kostenbereich, so bei Senkung der Grenzkosten infolge technischer Fortschritte, Ausdehnung der Erzeugung, Vervollkommnung der ökonomischen Organisation oder bei Steigerung der Grenzkosten durch Verknappung und Verteuerung von Rohstoffen, Erhöhung der Arbeitslöhne, Zinssätze, steuerlicher und sozialer Lasten. Doch kann die stärkere dynamische Kraft auch von der Nachfrage ausgehen, so namentlich in den Zeiten des konjunkturellen Aufstiegs und Hochschwungs, des Abstiegs und der Depression. Die in der anziehenden Konjunktur sich in Bewegung setzende Intensivierung der Nachfrage erhöht die Preise ohne Rücksicht auf die Kosten; das im konjunkturellen Niedergang zu verzeichnende Nachlassen der Nachfrage senkt sie, wiederum ohne Rücksicht auf die Kostenaufwendungen. Je heftiger die konjunkturellen Ausschläge, je unausgeglichener daher die Marktlage und je unzulänglicher die Anpassungsfähigkeit der Produktion, desto nachhaltiger die Prädominanz der Nutzschätzungen. Es ist also nicht so, daß Schätzungen und Kosten zugleich in jedem Fall preisbildend wirken. Der Preis kann auch für längere Zeit über oder unter den Kosten liegen und ausschließlich Ergebnis der Schätzungen sein; er kann aber auch ausschließlich von den Kosten bestimmt werden, alsdann sich die Schätzungen lediglich anpassen und die Ober- und Untergrenze ziehen, innerhalb deren sich die Kostenvariationen realisieren. Es kommt also letztlich auf die Konstellation der die Datenänderungen auslösenden dynamischen Kräfte an.

Mit diesem Begriff der Konstellation der dynamischen Kräfte im Verhältnis von Grenzkosten und Grenzschätzungen soll nur das allgemeine Prinzip gegeben sein, von dem aus an die Analyse des optimalen

Gleichgewichtspreises und die Aufhebung der alten Antinomie von Kosten und Nutzen heranzugehen ist, dessen weitere Vertiefung spezielleren Betrachtungen zu überweisen wäre.

#### IV.

Das Kriterium des optimalen Gleichgewichts bei freier Konkurrenz ist darin zu erblicken, daß sämtliche Produzenten, die über die erforderlichen technisch-produktionellen Mittel verfügen, sich am Angebot im Rahmen des Grenzgebots der Nachfrage beteiligen können und andererseits sämtliche Nachfrager, die mit der nötigen Tauschfähigkeit ausgestattet sind, im Rahmen der Grenzforderung der Anbieter an der Nachfrage teilzunehmen in der Lage sind. Angebot, Nachfrage und Preis ergeben sich im Vollzug der Mitwirkung aller Beteiligungsfähigen als Ausdruck einer das Gesamt des Marktes umfassenden wechselseitigen und autoharmonischen Selbstregulierung, unter Ausschluß willkürlicher Einflußnahme einzelner oder einer Gruppe der Beteiligten. Die Konkurrenz bekundet sich in der unbehinderten Mitwirkung aller Beteiligten, so daß auch der Preis als Resultat der nur vom Wettbewerbsvermögen bestimmten Mitwirkung der Marktpartner entsteht. Vollkommene Konkurrenz ist stets atomistischer Struktur, und zwar nach Paretos Kennzeichnung oft in der Weise, daß innerhalb einer Vielzahl von Anbietern und Nachfragern kein einzelner imstande ist, den Preis durch Variation der angebotenen oder nachgefragten Menge zu modifizieren, weil der Anteil jedes einzelnen zu gering ist<sup>42</sup>. Doch ist zu bedenken, daß auch bei freier Konkurrenz nicht selten einzelne Produzenten imstande sind, durch Ausdehnung des Produktionsquantums, Kostensenkung auf Grund technischen Vorsprungs oder günstigere Kombination der Produktionselemente auf den Preis unter Ausschaltung des bisherigen Grenzproduzenten einzuwirken; die darauf beruhende Elastizität des Angebots und Unterbietung der Preise ist gerade ein hervorstechendes Merkmal der vollkommenen Konkurrenz. Wesentlicher erscheint uns in Anlehnung an Zwiedinecks Konkurrenzbegriff<sup>43</sup> darum, daß jeder einzelne Anbieter und Nachfrager ständig mit einer Beeinflussung des Preises durch andere Marktpartner rechnen und daher deren Grenzforderungen und Grenzgebote bei seinen Dispositionen in Berücksichtigung ziehen muß.

Unvollkommene Konkurrenz hingegen besteht, wenn einzelne Anbieter oder Nachfrager auf Grund bestimmter Vorteile mengen- oder

<sup>42</sup> Pareto, *Manuale di economia politica*, 1906, S. 164; ebenso Peter, a. a. O., S. 200, sowie Schneider, *Zur Konkurrenz und Preisbildung auf vollkommenen und unvollkommenen Märkten*, *Weltw. Archiv*. 1938, S. 72.

<sup>43</sup> v. Zwiedineck, *Allgemeine Volkswirtschaftslehre*, 1932, S. 164.



qualitätsmäßiger oder sonstiger Art in der Lage sind, den Preis ihrer Produkte innerhalb gewisser Grenzen ohne Bedachtnahme auf die Preise der Konkurrenten anzusetzen. Wettbewerber sind vorhanden, vermögen aber infolge jener Vorteile nicht wirksam zu werden; doch ist mit dem Einbruch solcher latenten Konkurrenz alsdann zu rechnen, wenn es den Mitbewerbern gelingt, sich jene oder andere Vorteile anzueignen und dadurch die Differenz in der Wettbewerbsfähigkeit auszugleichen. Der Übergang zu den Märkten unvollkommenen Monopols ist ein fließender; eine Grenze läßt sich nicht ziehen. Der Unterschied prägt sich in dem höheren Grade der Marktbeherrschung aus. Für die Positionen des unvollkommenen Monopols, für die die ökonomische Theorie die Begriffe des Oligopols und Dyopols geprägt hat, kann man als charakteristisch ansehen, daß Angebot oder Nachfrage in den Händen einiger weniger oder zweier einzelner oder willensmäßig geschlossener Gruppen zusammengefaßt sind. Nach Stackelberg liegt unvollkommene Konkurrenz vor, wenn die Produkte einzelner Produzenten vom Standpunkt der Nachfrager aus zwar einander bis zu einem gewissen Grade ersetzen können, jedoch nicht identisch sind; die betreffenden Produkte werden von den Nachfragern als qualitativ verschieden bewertet, weil sie es tatsächlich sind oder auf Grund subjektiver Meinung, Gewohnheit, Reklame, Zufällen als verschieden betrachtet werden; der Konkurrenzvorsprung kann seine Ursache auch in verschiedenen Entfernungen der Lieferanten von den Abnehmern, in persönlichen Beziehungen und dgl. mehr haben<sup>44</sup>. Wenn Chamberlin und Schneider von einer monopolistischen Konkurrenz sprechen, die sie als gegeben erachten, wenn ein Anbieter durch Herstellung einer besonderen Markenware oder durch seinen Ruf einen Kundenkreis an sich zieht, so daß ihm die Nachfrager als Alleinverkäufer gegenüberstehen<sup>45</sup>, so erscheint es entgegen solcher terminologischen *contradictio in adjecto* zweckmäßiger, sämtliche zwischen den Grenzfällen der uneingeschränkten Konkurrenz und dem absoluten Monopol liegenden Marktformen als monopolioide Marktlagen zu bezeichnen.

Monopolioide Marktlagen wirken sich dahin aus, daß sich der Preis nicht aus der wechselseitigen Abstimmung der Grenzforderungen der Anbieter und der Grenzgebote der Nachfrager, nicht als quasi autochthone Funktion von Grenzkosten und Grenzsätzungen im Vollzug der Selbstregulierung des Marktes, sondern als Resultat einer aus der

---

<sup>44</sup> v. Stackelberg, Probleme der unvollkommenen Konkurrenz, Weltw. Archiv, 1938, S. 421.

<sup>45</sup> Chamberlin, The theory of monopolistic competition, 1933. Schneider, Zur Konkurrenz und Preisbildung auf vollkommenen und unvollkommenen Märkten, Weltw. Archiv, 1938, S. 83.

Wahrnehmung monopoloider Positionen hervorgehenden Einflußnahme einzelner Marktpartner bildet, derzufolge er seiner Höhe nach von dem optimalen Gleichgewichtspreis sei es nach oben oder nach unten abweicht. Der optimale Gleichgewichtspreis erfährt eine Modifikation, daher wir ihn, wie dargelegt, modifizierten Gleichgewichtspreis nennen. Die Ursachen der Abweichungen und die Bestimmgründe des modifizierten Gleichgewichtspreises aufzuzeigen, ist der dynamischen Preislehre aufgegeben.

Die moderne Preistheorie hat auf die mannigfachen Friktionserscheinungen der Marktgestaltung verschiedentlich hingewiesen. Zu ihnen sind zunächst sämtliche Sachverhalte zu zählen, die die alte Gleichgewichtstheorie zu den Voraussetzungen ihrer Geltung rechnet, deren Fehlen die Preisbildung nach den Regeln der Gleichgewichtsanalyse nicht zur vollen Entfaltung gelangen läßt, so besonders das rationale Verhalten der Anbieter und Nachfrager, den für sie besten Preis zu erstreben und sich von dem Prinzip der günstigsten Aufwands- und Nutzenrelation leiten zu lassen, hinreichende Marktkenntnis und Übersicht über die insgesamt in Betracht zu ziehenden Märkte und genügende Anpassungsfähigkeit an sich darbietende Differenzierungen der Marktverhältnisse. Sofern Anbieter sich aus Lässigkeit oder Gewohnheit, unzulänglicher Beobachtung der Marktchancen, altruistischen Motiven, Irrtum oder Täuschung mit einem geringeren Preis begnügen, Nachfrager aus den angeführten Gründen einen höheren Preis bewilligen, als der Marktlage an sich entsprechen würde, die Marktchancen also nicht zur Gänze wahrgenommen werden, stellt sich der alsdann sich ergebende Preis als modifizierter Gleichgewichtspreis höher oder niedriger als der ansonsten zu realisierende optimale Gleichgewichtspreis. Vor allem hat Zwiedineck auf das Gewicht dieser psychischen Hemmungsfaktoren hingewiesen, die für den Bereich der Produzenten und des Großhandels zwar von minderem Belang erscheinen, in stärkerem Maße jedoch in dem des Einzelhandels und im weitesten Umfang in den Kreisen der letzten Konsumenten anzutreffen sind. Die Nachfrager legen sich vielfach nicht auf ihre persönlichen Wertschätzungen der Güter fest; sie knüpfen an die bestehenden Preise an und bewilligen sie, so daß die Preise von heute sich auf denen von gestern aufbauen und sich in denen von morgen fortsetzen. Die daraus zu erklärende Stetigkeit der Preisbildung ist der Ausdruck eines Trägheitsgesetzes der Preisbildung<sup>46</sup> oder nach Eulenburg eines Trägheits-

---

<sup>46</sup> v. Zwiedineck, Kritisches und Positives zur Preislehre, Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft, Bd. 64 und 65; Allgemeine Volkswirtschaftslehre, 1932, S. 150.

gesetzes des Konsums<sup>47</sup>. Es ist offensichtlich, daß der zunehmenden Effizienz des Trägheitsgesetzes eine Entaktivierung der Nachfrage parallel läuft und sich das Schwergewicht der Preisbildung auf die Angebotsseite verlagert, der Preis sich mehr oder minder von den in die entfernteren Regionen des Bewußtseins versunkenen Grenzschätzungen entfernen kann. Auch auf dem Boden formal uneingeschränkter Konkurrenz entstehen alsdann für die Anbieter Marktlagen, die die ökonomische Theorie als Gewohnheits- oder Trägheitsmonopole zu bezeichnen pflegt, deren Preise von den optimalen Gleichgewichtspreisen abweichen.

Ein weiteres Moment friktioneller Preisbildung stellt sich in der mangelnden Transparenz der Märkte dar. Die Märkte bieten insofern ein nicht hinreichend durchsichtiges Bild, als die Vielzahl der Anbieter es oft unmöglich macht, unter ihnen gerade den Grenzproduzenten zu ermitteln und dessen Preisforderung zum Maßstab des Preises zu erheben, so daß der Preis über dessen Kosten zu liegen kommen kann, wie umgekehrt die große Anzahl der Nachfrager es oft erschwert, das Preisgebot des Grenznachfragers festzustellen, so daß sich der Preis unter dessen Schätzungen stellt, solange nicht zusätzlich hinzutretende Nachfrage ihn wieder auf den Stand der Grenzschätzungen hebt. Den Anbietern fehlt häufig die Möglichkeit, die gesamte Marktlage, die Angebotsmengen und Preisforderungen der Mitbewerber zu überschauen, den Nachfragern die Kenntnis der günstigsten Bedarfsdeckungschancen; sie sind bereit, Preise zu bewilligen, die von den bei vollkommener Transparenz des Marktes zu erzielenden abweichen. Die Vielzahl der Märkte und ihre Streuung auf breiteren Räumen wirkt in dieselbe Richtung. Je größer die Zahl und die Entfernungen der Märkte untereinander, desto stärker die Hemmungen, die sich der Ausgleichsfunktion des Wettbewerbs sowohl unter den Anbietern als auch unter den Nachfragern widersetzen; statt einheitlicher, dem optimalen Gleichgewicht entsprechender Preise bilden sich geschichtete Preise, die den optimalen Gleichgewichtspreis unter- oder überschreiten, und zwar in dem Maße, in dem die Grundvoraussetzung des optimalen Gleichgewichtspreises, die ungestörte Diffusion aller Teilmärkte, eine Einschränkung erfährt. Überhaupt umschließt der Faktor des Raumes einen Tatbestand von höchster friktioneller Tragweite. Denn vollkommen freie Konkurrenz herrscht – unter sonst gleichgearteten Bedingungen – nur dann, wenn sich die Standorte der Produzenten in gleicher Entfernung vom Bezugsmarkt der Produktionselemente und vom Absatzmarkt der Produkte befinden; Abstufungen der Entfernungen bedeuten Abstufungen der Konkurrenzfähigkeit. Geringere Ent-

<sup>47</sup> Eulenburg, Die Preisbildung in der modernen Wirtschaft, Grundriß d. Soz. Ök., Abt. IV, 1925, S. 258 ff.

fernung zum Markt im Verein mit einer zur Befriedigung der Nachfrage gänzlich oder annähernd ausreichenden Produktionskapazität schaltet die ungünstiger gelagerten Produzenten aus und bietet Spielraum für die Heraufsetzung des Preises über die aufgewandten Kosten bis zu einer Obergrenze, jenseits deren die entfernteren Produzenten wieder wettbewerbsfähig werden. Das Raummoment ist bei voluminösen Rohstoffen von geringem spezifischem Wert sowie bei Produkten mit einem hohen Rohstoffkoeffizienten und geringerem Arbeitskoeffizienten besonders erheblich<sup>48</sup>. Ebenso geben günstigere Verkehrsbedingungen einen Konkurrenzvorsprung; sofern der Vorsprung sich derart beträchtlich stellt, daß er die Ausschaltung der Grenzanbieter gestattet, und deren Produktion von den bevorzugten Anbietern übernommen wird, kann der Preis in einer höheren Ebene angesetzt werden, als dem optimalen Gleichgewichtspreis entspricht. Die Realisierung des modifizierten Gleichgewichtspreises ist indessen daran geknüpft, daß die Nachfrage bereit und imstande ist, sich ihm mit ihrem Grenzgebot anzupassen.

Auch durch den guten Ruf ihrer Unternehmung gelangen Produzenten oft zu einer Präferenzstellung, die es ihnen erlaubt, den Preis ihrer Erzeugnisse über dem optimalen Gleichgewichtspreis der gleichgearteten Produkte anzusetzen. Präferenzen mit mehr oder minder monopoloiden Preiswirkungen bieten weiterhin persönliche Beziehungen zu den Abnehmern, die Verfügung über einen eingewurzelten Kundenstamm, eindringliche Werbung, die Gewöhnung der Konsumenten an bestimmte Markenartikel, mit denen sich bestimmte Qualitätsvorstellungen verbinden; Gewöhnung und Konsumdringlichkeit in bezug auf bestimmte Waren veranlassen die Nachfrager, bei steigendem Preis keine Einschränkung der Bedarfsdeckung vorzunehmen, ohne Rücksicht auf die bisherigen Grenzsätzungen. Weitere Abweichungen vom optimalen Preis entspringen aus den technischen Bedingtheiten der Produktion, die die Produzenten zwingen, nach voller Ausnutzung der Erzeugungskapazität zu streben und das erstellte Produktionsquantum „um jeden Preis“ zum Absatz zu bringen, auch wenn infolge zu starker Erweiterung der Produktion oder einer Schrumpfung der Nachfrage auf Einbringung der Grenzkosten verzichtet werden muß. In den Fehldispositionen und Fehlinvestitionen der Unternehmer liegt ebenfalls eine Ursache friktioneller Preisbildung. Es ergibt sich eine Präferenzstellung der Nachfrager, die ein Absinken der Preise unter die Grenzkosten auslösen kann solange, wie die Betroffenen die Produktion zu Verlustpreisen finanziell durchzuhalten in der Lage sind. Der nicht selten anzutreffende Tatbestand des Absatzes zu Verlustpreisen um-

---

<sup>48</sup> Vgl. Alfr. Weber. Über den Standort der Industrien, 2. Aufl., 1922.

schließt nichts anderes als eine negative Abweichung vom optimalen Gleichgewichtspreis. Es besteht keine gleichgewichtige Entsprechung der konstitutiven Marktdaten, namentlich keine Entsprechung von Grenzkosten und Grenzschätzungen, sondern eine Disproportionalität, die in eine Art künstlichen, eben modifizierten Gleichgewichts einmündet, das durch den Zwang zum Absatz zu Preisen unterhalb der Kosten herbeigeführt wird.

Hauptsächlich aber ist das Moment der Zeit als bedeutsamer Bestandteil der dynamischen Preisanalyse zu betrachten. Die optimale Gleichgewichtslage des Marktes bekundet sich darin, daß Angebot und Nachfrage in dem Sinne einander entsprechen, daß das wirksame Angebot in einem bestimmten Zeitpunkt mit der wirksamen Nachfrage sogleich Deckung findet. Auf das zeitliche Sogleich kommt es an. Weder das Angebot muß auf Absatz noch die Nachfrage auf Deckung warten; es besteht kein zeitlicher Abstand zwischen Angebot und Nachfrage, und gerade aus diesem Umstand, daß jedes Zeitintervall entfällt, befindet sich der Markt im Ruhezustand, in der statischen Gleichgewichtslage. Sobald jedoch eine Zeitdifferenz auftritt, sei es, daß das Angebot in dem betreffenden Zeitpunkt keinen hinlänglichen Absatz findet, also auf Absatz warten muß, oder die Nachfrage keine hinlängliche Deckung findet, sie daher auf ihre Befriedigung warten muß, dann beginnt sich der Preis in Bewegung zu setzen, fällt er im ersten und steigt er im zweiten Fall. Das Gleichgewicht der Marktdaten ist gestört, Ursache und Ausdruck solcher Störung ist das Zeitintervall, das in das Verhältnis der Marktdaten eingedrungen ist, Markt und Preis aus ihrer Ruhelage wirft. Während der statischen Marktstruktur der Zeitintervall fehlt, wird es zum treibenden Agens der Dynamik des wirtschaftlichen Ablaufs und der ihr folgenden Dynamik der Preise.

Auf die Bedeutung des Zeitintervalls hatte bekanntlich schon Böhm-Bawerk hingewiesen, indem er die Entstehung des Kapitals mit dem Einschlagen zeitraubender Produktionsumwege in Beziehung setzte. Investitionen von Kapital erfordern meist eine kürzer oder länger währende Zeitspanne, bis die erstellten Produktionsmittel zum Einsatz kommen. Auch bei sorgsamer Einschränkung der Marktentwicklung können innerhalb des Zeitraums zwischen dem Beginn der Investitionen und der Fertigung der Güter Veränderungen der Nachfrage oder des Gesamtangebots eintreten, die ein das Gleichgewicht störendes Mißverhältnis zum Bedarf hervorrufen und an die Stelle des optimalen ein modifiziertes Gleichgewicht mit hinter den Grenzkosten zurückbleibenden Preisen treten lassen. Ferner ist zu beachten, daß bei Preisvariationen von voraussichtlich längerer Dauer die Produzenten aus technischen Gründen einen zeitlichen Spielraum benötigen, um die Produktionsmengen dem Wechsel des Preisstandes anzupassen. Das

gilt vornehmlich auch für die Landwirtschaft, deren Anpassung an die Wandlungen der Marktlage von der Zeit beanspruchenden Betätigung der Naturfaktoren abhängt. Im Bereich der Industrie sind es in erster Linie die festen Kosten sowie die finanziellen Aufwendungen der technischen Produktionsumstellung, die sich bei fallenden Preisen einer Minderung der Erzeugung widersetzen. Ebenso kann die Anpassung der Produktion an steigende Preise, wenn Kapazitätsreserven nicht vorhanden sind, erst nach längerer Frist erfolgen, weil sie zeitraubende Investitionen erfordert. Aus den technischen Faktoren des Zeitmoments folgt also, daß sich die Anpassung nicht kurz-, sondern langfristig vollzieht, woraus sich in der Zwischenzeit Modifikationen des optimalen Gleichgewichtspreises ergeben können.

Aus psychologischen Gründen entstehen zeitbedingte Friktionen namentlich im Zusammenhang mit den Ausschlägen des konjunkturellen Rhythmus. Nach dem klassischen Schema des Marktautomatismus ist es die Funktion des Preises, Störungen in der Entsprechung der Marktdaten zur Aufhebung zu bringen. Der steigende Preis als Zeichen einer auf einem Übergewicht der Nachfrage über das Angebot beruhenden Disproportionalität veranlaßt eine Erhöhung des Angebots und eine Minderung der Nachfrage solange, bis beide einander entsprechen; der fallende Preis als Zeichen eines Übergewichts des Angebots stellt den Ausgleich durch Minderung des Angebots und Ausdehnung der Nachfrage her. Das optimale Gleichgewicht wird also dadurch herbeigeführt, daß steigenden Preisen steigende Angebots- und fallende Nachfragekurven, sinkenden Preisen hingegen sinkende Angebots- und steigende Nachfragekurven parallel laufen. Die „normalen“ Reaktionen, auf die der klassische Preismechanismus sich gründet, stellen sich beim Angebot der Preisbewegung gleichgerichtet, bei der Nachfrage entgegengesetzt. An das Auftreten dieser normalen Reaktionen ist das Funktionieren des Preisautomatismus und die Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts gebunden.

Diese Theorie des sich auf der Basis der freien Preisbildung und freien Konkurrenz selbst regulierenden Gleichgewichts der Märkte hat im tatsächlichen Ablauf des Wirtschaftslebens nur eine partielle Bestätigung gefunden, indem jene autoharmonische Regulierung des Gleichgewichts versagt, sobald die Störungen von längerfristigen Veränderungen der Preise begleitet werden. Alsdann tritt das Moment der Zeit insofern in Erscheinung, als die Dispositionen der Marktpartner sich nicht mehr auf die gegenwärtigen, sondern auf die zukünftig erwarteten Preise richten. Die Preiserwartung verkehrt den Inhalt des alten Gesetzes von Angebot und Nachfrage in sein Gegenteil und läßt die normalen Reaktionen der Anbieter und Nachfrager auf die Preisvariationen zu gegensätzlichen, gleichsam anormalen Reaktionen um-

schlagen, die sich in der Weise äußern, daß im Aufschwung der Konjunktur die Erwartung weiterer Preissteigerung die Nachfrager veranlaßt, die Deckung ihres Bedarfs zu beschleunigen und vorwegzunehmen; sie schreiten, um sich „einzudecken“, bevor die Tendenz zu weiterer Preissteigerung sich aktualisiert, zu antizipatorischer Bedarfsdeckung, wodurch die Nachfrage eine zusätzliche Steigerung erfährt. Die Produzenten hingegen halten in der nämlichen Erwartung weiterer Preissteigerungen mit dem Angebot zurück, um ihre Produktion zu den höheren zukünftigen Preisen abzusetzen, wodurch das Angebot eine zusätzliche Verknappung erfährt. Die „anormalen“, aus der Wahrnehmung des ökonomischen Prinzips aber durchaus verständlichen und gebotenen, von solchem Gesichtspunkt aus daher völlig normalen Reaktionen verhindern die autogene Herstellung des Gleichgewichts; sie verschärfen das durch den Aufschwung der Konjunktur bereits eingeleitete Mißverhältnis der Marktdaten und lassen Preise entstehen, die von den optimalen Gleichgewichtspreisen abweichen.

Der im Prinzip gleiche, nur mit entgegengesetzten Vorzeichen auszustattende Vorgang vollzieht sich im konjunkturellen Abstieg; der Marktmechanismus verkehrt sich wiederum in sein Gegenteil, indem das fortlaufende Abgleiten der Preise die Nachfrage in Erwartung weiterer Preissenkungen zur Zurückhaltung ihrer Bedarfsdeckung, die Produzenten zur verstärkten Dringlichkeit des Angebots veranlaßt. Das Denken im Zeitablauf verdrängt die synchronen Dispositionen der Marktpartner und verhindert das Zustandekommen eines gleichgewichtigen Ruhezustandes, verhindert die Ausbalancierung der Märkte und die Bildung optimaler Gleichgewichtspreise. Während die Aufstiegsphase der Konjunktur eine freiwillige Beschränkung der Konkurrenz bei den Produzenten und eine progressive Steigerung des Wettbewerbs bei den Nachfragern begleitet, zeichnet sich im rückläufigen Stadium eine freiwillige Beschränkung der Konkurrenz bei den Nachfragern und eine progressive Steigerung bei den Anbietern ab. Je größer die Disproportionalität der Marktdaten, desto mehr entfernen sich die Preise vom Stand des Optimums, das sich bei ausgeglichener Marktlage und Fortfall der Preiserwartungen als Faktor der Preisbildung herausbilden würde<sup>49</sup>.

<sup>49</sup> In der autogenen Intensivierung der friktionellen Preisdynamik ist ein wesentlicher Faktor der Übersteigerung des Konjunkturablaufs und des Ausbruchs der Wirtschaftskrisen zu erblicken; vgl. hierzu Muhs, Die Entstehung der Überinvestition, Schmollers Jahrbuch, Jahrgang 1938, S. 641 ff.

Das Konjunkturproblem ist ein typischer Anwendungsfall der dynamischen Preistheorie, und es ist Hayek (Geldtheorie und Konjunkturtheorie, 1929, S. 13) zuzustimmen, wenn er meint, daß es im Rahmen des Gleichgewichtssystems nicht zu lösen ist und es sich nicht darum handeln kann, den von der statischen Theorie

Das Zeitmoment beherrscht auch die unter dem Einfluß spekulativer Eingriffe stehende Preisbildung, die die Preise von dem Gleichgewichtszustand des gegenwärtigen Marktes abzieht, indem sie durch Vorwegnahme angenommener zukünftiger Preisentwicklungen zusätzliche Nachfrage oder zusätzliches Angebot auslöst, oft in breiteren Kreisen falsche Preisvorstellungen erzeugt und dadurch die Preise einer Bewegung zutreibt, die den tatsächlichen Marktverhältnissen nicht entspricht. In den Rückschlägen, die den spekulativen Abwandlungen des ökonomischen Ablaufs meist folgen, stellt sich nichts anderes als eine Selbstkorrektur und Umbiegung der spekulativ modifizierten Dynamik der Preise zur optimalen Gleichgewichtslage dar.

## V.

Wenn man der statischen Preistheorie zur Erkenntnisaufgabe die Analyse des optimalen Gleichgewichtspreises setzt, bei dem die Marktdaten einander entsprechen, und der dynamischen Theorie die Analyse des modifizierten Gleichgewichtspreises zuweist, der sich auf Grund von Störungen im Entsprechungsgefüge der Marktdaten ergibt, so ist der erstere aus dem Ineinandergreifen der Preisforderungen der Grenzanbieter und der Preisangebote der Grenznachfrager abzuleiten; der optimale Gleichgewichtspreis bildet sich im Schnittpunkt von Grenzkosten und Grenzschätzungen. Der modifizierte Gleichgewichtspreis, wie er sich infolge

---

dargestellten Reaktionsmechanismus auf einen besonderen Sachverhalt anzuwenden; das Erklärungsschema ist vielmehr so zu erweitern, daß es die Entstehung der Diskrepanzen von Güterangebot und Nachfrage deutlich zu machen vermag. Wenn Hayek indes die Erklärung jener Diskrepanz im Sinne der monetär-kreditären Konjunkturtheorie allein aus dem Eintritt zusätzlicher Geld- und Kreditvolumen in den wirtschaftlichen Ablauf abgeleitet wissen will, der die strenge Interdependenz und Geschlossenheit des Gleichgewichtssystems aufhebt, so ist zu bemerken, daß dieser Eintritt des Geldes erst durch die psychischen Reaktionen der Unternehmer auf die Bewegung der Preise und die daraus resultierende Erwartung weiterer Preisbewegungen hervorgerufen wird. Wie oben dargelegt, lösen die Preiserwartungen die „anormalen“, den Bedingungen des Gleichgewichtssystems störenden Reaktionen der Anbieter und Nachfrager aus; in ihnen liegt die primäre Ursache der konjunkturellen Erschütterung des Gleichgewichts der Märkte, die erst die Expansion des Geld- und Kreditvolumens veranlaßt, welche letztere darum nur das Mittel ist, deren sich die anomalen Reaktionen zur ihrer Verwirklichung bedienen. Dem gleichen Fehler einer Überdeckung der eigentlichen Kausalität der konjunkturellen Gleichgewichtsstörungen verfallen die meisten Vertreter der monetären Konjunkturtheorie; so besonders Hahn, *Schr. d. Ver. f. Soz. pol.*, Bd. 173, S. 157 f., Mises, ebenda, Bd. 175, S. 322, Röpke, *Krise und Konjunktur*, S. 88; Hawtrey, *Quarterly Journal of Economics*, Bd. 41, S. 472; vgl. hierzu Muhs, *Der Parallelismus von Preis- und Produktionsbewegung; ein Beitrag zur Auseinandersetzung mit der monetären Konjunkturtheorie*, *Jahrb. f. Nat. Ök. u. Stat.*, Bd. 143, S. 665 ff.



monopoloider Positionen auf Märkten unvollkommener Konkurrenz oder unvollkommenen oder absoluten Monopols sowie raum- und zeitbedingter Friktionen bildet, kennzeichnet sich dahin, daß bei ihm jene Bindung an den Schnittpunkt von Grenzkosten und Grenzschätzungen entfällt. Vom optimalen Gleichgewichtspreis unterscheidet er sich darin, daß er nicht aus der autoharmonischen Selbstregulierung des Marktes, aus der wechselseitigen Abstimmung der Grenzkosten und Grenzschätzungen entsteht, sondern der Einflußnahme des oder der mit der monopoloiden Vorzugstellung ausgestatteten Marktpartner unterliegt, die zwar den Preis nicht willkürlich setzen können, sondern ihn unter der Voraussetzung rationalen Verhaltens nach dem Cournotschen Punkt zu bemessen haben; doch wird die dabei erfolgende Regulierung der Angebotsmenge diesen nach dem Cournotschen Punkt festgesetzten Preis in aller Regel in einer höheren Ebene halten, als dem optimalen Gleichgewichtspreis entsprechen würde, weil die bei freier Konkurrenz obwaltende Tendenz, den Preis auf den Stand der Grenzkosten zu drücken, unterbunden wird. Die Analyse des modifizierten Gleichgewichtspreises bei monopoloiden Positionen kommt daher zu dem Ergebnis, daß der Preis unter Ablösung von den Grenzkosten sich nach den Schätzungen derjenigen Grenznachfrageschicht bemißt, die sich gemäß der im Hinblick auf den Cournotschen Punkt gesetzten Angebotsmenge bestimmt.

Das gilt in gleicher Weise für diejenigen modifizierten Gleichgewichtspreise, die sich im Vollzug zeit- und raumbedingter Störfaktoren bilden. Liegt die monopoloider Position auf seiten der Nachfrage, dann kann eine Ablösung des Preises von den Grenzkosten dahin eintreten, daß er unterhalb der letzteren zu stehen kommt, zwar nicht auf die Dauer, wohl aber für längere Zeit; solche Ablösung unterhalb der Grenzkosten zeigen besonders die Preise in den Phasen der absinkenden Konjunktur. Ob es der dynamischen Preistheorie möglich sein wird, zu exakteren und allgemein schlüssigen Erkenntnissätzen zu gelangen, in die sich die Abweichungen der modifizierten von den optimalen Gleichgewichtspreisen einfangen lassen, muß ihrer weiteren Ausgestaltung überlassen bleiben.